

## BUCHBESPRECHUNGEN

Topographie, Stadtteile und Landgebiet .....	265
Politische Geschichte, Recht und Verwaltung.....	266
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Vereine .....	271
Kunst, Architektur.....	281
Kultur, Sprache, Literatur, Musik.....	284
Kirchengeschichte, Judentum .....	293
Schulwesen, Bildung, Wissenschaft, Technik .....	300
Personen und Familien .....	301

### Topographie, Stadtteile und Landgebiet

Stadt Nürnberg, Planungs- und Baureferat / U-Bahnbauamt (Hrsg.): **50 Jahre U-Bahnbau Nürnberg**. Das Netz im Untergrund. Nürnberg: Sandberg-Verl. 2017. 140 S. mit zahlr. Abb. und Tabellen. € 19,80

Die Nürnberg-Fürther U-Bahn mag zwar die jüngste U-Bahn Deutschlands sein, jedoch ist sie zweifelsohne mit ihren vollautomatischen, führerlosen Triebfahrzeugen auf den Linien U2 und U3 die innovativste der deutschen U-Bahnen und für Nürnberg das Rückgrat des Personennahverkehrs. Zum 50-jährigen Jubiläum des Nürnberger U-Bahnbaus hat das Planungs- und Baureferat der Stadt Nürnberg nun ein informatives Werk zu Nürnbergs U-Bahn-Baugeschichte veröffentlicht. Zahlreiche Gastautoren bereichern diese abwechslungsreiche Veröffentlichung, die Nürnbergs U-Bahn aus den unterschiedlichsten Perspektiven betrachtet.

Ein Zeitstrahl führt durch das erste Viertel der Veröffentlichung, beginnend mit Deutschlands erster Eisenbahn, die bereits ab 1835 die beiden Nachbarstädte Nürnberg und Fürth, wie heute die U-Bahn, miteinander verband. Im Gespräch erklärt Rainer Mertens, Historiker im Nürnberger DB Museum, die Bedeutung der Dampflokomotive Adler und der Ludwigsbahn sowie ihre Parallelen zur heutigen U-Bahn. Anschließend werden die Höhepunkte der letzten 50 Jahre U-Bahn-Baugeschichte erläutert. Anhand zahlreicher Fotos, Abbildungen und Tabellen stellen die Autoren einzelne Bauabschnitte vor. Auch Liebhaber urbaner Architektur kommen in diesem Werk voll auf ihre Kosten: Kunst und Architektur von zwölf U-Bahn-Stationen werden eingehend analysiert. Andreas Wissen vom Hochbauamt der Stadt Nürnberg kommentiert die Kunstinstallationen der U-Bahnhöfe, die teils nicht nur ästhetische Funktionen haben, sondern auch ganz praktische, beispielsweise Lichtschächte, die Tageslicht in den Untergrund bringen. Der komplexe Weg zur Vollautomatisierung der Linien U2 und U3 wird in einem späteren Kapitel betrachtet. Schließlich werden in Form eines Quartett-Spiels die einzelnen Fahrzeugtypen, auch unter Berücksichtigung technischer Aspekte, vorgestellt – von den Triebwagen der ersten Fahrzeuggeneration 1971, den „Pegnitzpfeilen“, bis zu den neuen Gliederzügen, deren Inbetriebnahme für Ende 2018 geplant ist.

Unter Bezugnahme auf Nürnbergs historische Felsenkeller betrachten die Autoren auch die beim U-Bahnbau aufgetretenen lokalen Herausforderungen. Der Nürnberger Sandstein und die daraus resultierenden besonderen Anforderungen beim Tunnelbau sowie Schwierigkeiten mit dem Grundwasser und Sicherheitsaspekte fließen in die Betrachtungen ein. Ebenso gewähren die Autoren Einblicke in die Instandhaltung des U-Bahn-Netzes und zeigen Aspekte des Umweltschutzes auf. Petr Mlnarik und Klaus Köppel vom Umweltamt Wirtschaftsförderung Nürnberg zeigen auf, wie U-Bahn, Natur und Landwirtschaft in Einklang gebracht werden können. Schließlich gibt Friedrich Hantke, Leiter des U-Bahnbauamts, einen vielversprechenden Ausblick in die Strategien zur Erhaltung der bestehenden Infrastruktur sowie die Zukunft der Nürnberg-Fürther U-Bahn.

Der Jubiläumsband zur 50-jährigen Geschichte des Nürnberger U-Bahnbaus fasst das komplexe Thema hervorragend zusammen. Zahlreiche Abbildungen und Tabellen sowie die große Anzahl an Gastbeiträgen garantieren einen informativen und nahezu kompletten Blick der Baugeschichte vom Adler bis zur U-Bahn. Eine umfassendere historische Betrachtung der spannenden Diskussionen in den 1950er- und 1960er Jahren zur Zukunft des öffentlichen Personennahverkehrs und den Systemvergleichen von U-Strab und U-Bahn wäre allerdings wünschenswert gewesen. Ebenso hätten Betrieb, technische Infrastruktur und Fahrzeuginstandhaltung eingehender betrachtet werden können.

*Benjamin Stieglmaier*

### Politische Geschichte, Recht und Verwaltung

Wolfgang Wüst (Hrsg.): **Historische Kriminalitätsforschung in landesgeschichtlicher Perspektive.** Fallstudien aus Bayern und seinen Nachbarländern 1500–1800. Referate der Tagung vom 14. bis 16. Oktober 2015 in Wildbad Kreuth (Franconia 9). Erlangen: Zentralinstitut für Regionenforschung, Sektion Franken 2017. XX, 359 S. mit Abb. und Kt. € 29,80

Der vorliegende Band geht auf eine von Prof. Dr. Wolfgang Wüst und seinem Erlanger Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte organisierte Tagung zurück, die im Oktober 2015 in Wildbad Kreuth stattfand. Ziel der Tagung war, durch die Zusammenführung von quellennahen Untersuchungen zu Aspekten der Kriminalitätsgeschichte in verschiedenen Territorien des südlichen Alten Reichs die sonst oft festzustellende Betrachtung räumlich isolierter Einzelbeispiele zu überwinden. Auf diese Weise hofft Wüst, wie er als Herausgeber des Tagungsbands in der Einleitung schreibt, „die Kriminalitätsgeschichte ein weiteres gutes Stück voranzubringen, sie vom Schatten traditionssteifer Landes- und Rechtsgeschichte zu lösen, um sie dann dem Brennglas methodisch ausgereifter Sozial- und Kulturforschung auszusetzen“ (S. XIV).

Die 16 im Band vereinten Beiträge sind in die vier Sektionen „Regionenübergreifend“, „Altbayern und Schwaben“, „Franken“ und „Österreich“ gegliedert, wobei aufgrund teilweise ähnlicher Schwerpunkte auch eine thematische Strukturierung möglich gewesen wäre. Als Einführung in den Forschungszweig der Kriminalitätsgeschichte dient die Standortbestimmung eines ihrer etabliertesten Vertreter. Gerd Schwerhoff

gibt einen kurzen Überblick über die „historische Kriminalitätsforschung“, wie er sie bevorzugt benennt, da dieser Begriff über „die Summe strafrechtlich geahndeten Verhaltens“ (S. 4) hinausgeht und abweichende Handlungsweisen an sich sowie den sozialen Umgang damit in den Blick nimmt. Folgend skizziert er Errungenschaften, Desiderate und Perspektiven dieses in Deutschland im Vergleich zur englisch- und französischsprachigen Forschung „verspätete[n] Forschungszweig[s]“. Als bisherige thematische Schwerpunkte identifiziert er dabei neben der „verschwisterten“ Hexenforschung die Gewaltkriminalität, die Eigentumskriminalität, Sexual-, religiöse und politische Delinquenz, die Beschäftigung mit den Strafformen, mit Strafprozessen und dem in diesem Rahmen eingesetzten Personal sowie schließlich die Erforschung der Normen im Zuge der Policeforschung.

In diesem Rahmen bewegen sich auch die Beiträge dieses Bandes, wobei die Untersuchung nicht-sesshafter und vagierender Bevölkerungsgruppen einen Schwerpunkt einnimmt. Mit Karl Härter (Kurfürstentum Mainz, südwestdeutsche Reichskreise), Gerhard Fritz (Schwaben), Günter Dippold (Hochstift Bamberg), Marina Heller (Franken) und Gerhard Ammerer (Habsburgerreich) beschäftigen sich gleich fünf Autoren mit der Etikettierung der Nicht-Sesshaftigkeit als deviantem Verhalten und der damit oft in Zusammenhang stehenden Strafverfolgung von Dieben und Räubern. Das von Härter als „Sicherheitsregime“ bezeichnete Bündel an Maßnahmen gegen Nicht-Sesshafte umfasste einerseits Normen (Carolina, Reichspoliceyordnungen), andererseits Instrumente (Streifenwesen, Passwesen, Grenzkontrollen) und Institutionen (Reichsgerichte, Reichskreise). Gleichzeitig vermittelte der öffentliche Sicherheitsdiskurs – obwohl Nachrichten über große, straff organisierte und grenzübergreifend operierende Räuberbanden meist übertrieben oder falsch waren – das Bild einer „ubiquitären Sicherheitsbedrohung“ (S. 35), die neuartige Kompetenzen für die Landesherren sowie eine Verstärkung vor allem der über die Reichskreise realisierten inter- und superterritorialen Interaktionen erforderte.

Ein zweiter thematischer Komplex nimmt die Zucht- und Arbeitshäuser in den Blick, wobei neben Wolfgang Wüst vor allem Dirk Brietzke am Beispiel der Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck betont, dass die Anstalten nicht als Mittel des Strafvollzugs gegen (Schwer-)Kriminelle dienen sollten, sondern als Erziehungsinstitutionen für arbeitsfähige, aber arbeitsunwillige *starcke* Arme und Bettler. Die große Beharrlichkeit und der beträchtliche Aufwand seitens der Obrigkeiten über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten stießen jedoch auf das Beharrungsvermögen traditioneller Mentalitäten, Wertmaßstäbe und über Jahrhunderte geübter Praktiken, die letztlich das Scheitern bedingten.

Einen dritten Schwerpunkt bilden die Beiträge von Satu Lidman und Fabian Brändle zum Zusammenhang zwischen Wirtshausbesuchen, Alkoholkonsum und Gewalt. Sowohl für die Stadt München als auch für das ländliche Umfeld der Fürstabtei St. Gallen gelten neben individuellen Abhängigkeiten frühneuzeitliche Männlichkeits- und Ehrvorstellungen als Faktoren sowohl für (übermäßigen) Alkoholkonsum als auch für die damit oft in Zusammenhang zu bringende Gewalt. In Dorfgemeinschaften kam noch der soziale und ökonomische Druck hinzu, der eine „Atmosphäre des Neides und

der Missgunst“ entstehen ließ, die allzu schnell zu gewalttätigen Ausbrüchen führen konnte (Brändle, S. 341). Obrigkeitliche Versuche, des Übels durch eine Palette von – meist entehrenden – Strafmaßnahmen wie Prangerstehen vor der Kirche oder der Proskription auf einer Betrunkenentafel, aber auch Zwangsverpflichtungen zum Militär, verbunden mit Alkoholverboten und Selbstverpflichtung, Herr zu werden, zeigten dagegen oft keine Wirkung.

Zu einem vierten Block können die Beiträge von Christof Paulus und Daniel Burger zusammengefasst werden, die sich anhand der Herrschaft Schwarzenberg bzw. den Forstgerichten der Nürnberger Waldämter mit neu bzw. tiefer erschlossenen Quellenbeständen des Staatsarchivs Nürnberg beschäftigen. Während Paulus anhand der sogenannten Centenalprotokolle einen ersten Werkstattbericht zur Strafgerichtspraxis des Schwarzenberger Centgrafenamts liefert, führt Burger in die niedergerichtlichen Verhältnisse der vor der Reichsstadt Nürnberg gelegenen Reichswälder ein. Beide betonen dabei die großen Potentiale, die in den bisher noch kaum ausgewerteten Überlieferungen schlummern.

Weitere Aspekte der historischen Kriminalitätsforschung untersuchen schließlich die Beiträge von Markus Hirte (konziser, jedoch teilweise in wissenschaftlich-hermetischer Sprache geschriebener Überblick zur juristisch-terminologischen Evolution des Hexereidelikts), Stefan Breit (zur Rolle der Hochgerichtsbarkeit als Mittel der Durchsetzung von Landeshoheit), Michael Johannes Pils (zur frühneuzeitlichen Bewertung von Brandstiftung) sowie von Sabine Wüst, die Leben und Werk des bekannten, um 1600 in Bamberg und vor allem Nürnberg tätigen Scharfrichters Franz Schmidt beleuchtet.

Wie die deutliche Mehrheit der Aufsätze zeigt, lassen sich obrigkeitliche Maßnahmen zur Kriminalitätsbekämpfung und Untertanendisziplinierung, auch aufgrund des verfügbaren aus der Verwaltungspraxis erwachsenen Quellenmaterials, leichter untersuchen als die Perspektive des ‚gemeinen Mannes‘. Der auf der Tagung referierte Vortrag von Ulrich Hausmann zu Untertanensupplikationen an den Reichshofrat wird daher im Band vermisst. Dennoch lässt sich resümierend festhalten: Wenngleich nicht alle Beiträge von gleich hoher Qualität sind und auch das anfangs erwähnte, sehr ambitionierte Ziel des Herausgebers nicht immer eingehalten werden kann, bietet der Sammelband einen schönen Überblick über den Stand, die Schwerpunkte sowie die Entwicklungen der aktuellen Forschung und nennt zugleich Desiderate und Perspektiven für zukünftige Untersuchungen.

*Johannes Staudenmaier*

Guillaume Mouralis and Marie-Bénédicte Vincent (Hrsg.): **The Nuremberg Trials. New Perspectives on the Professions** (Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und Vergleichende Gesellschaftsforschung 26 (2016), H. 4). 138 S. € 12,-

Robert Kempner, exilierter deutscher Jurist und Mitglied des amerikanischen Anklageteams, bezeichnete die Nürnberger Prozesse in seinen Erinnerungen als „unerhörtes politologisches Laboratorium“ und den Saal 600, in dem die Verfahren stattfanden, als „die größte politologische und historische Forschungsstätte, die jemals existiert hat.“

Kempner verweist damit auf die Tatsache, dass die Strafverfahren nicht bloß ein Betätigungsfeld für Juristen waren. Im „Nürnberg Projekt“ (Telford Taylor) überschneiden sich Rechtsetzung und -sprechung mit politikwissenschaftlicher Analyse der Herrschaftsmechanismen im NS-Staat und historischen Interpretationen der deutschen Geschichte. Akteuren des „Nürnberg Projekts“ aus verschiedenen Berufsgruppen – Juristen, Sozialwissenschaftlern, Dolmetschern – widmet sich das Heft der Zeitschrift *comparativ*, dessen Beiträge eine Pariser Tagung zu dem Thema aus dem Herbst 2015 dokumentieren. Matthias Gemählich nimmt die französischen Ankläger am Internationalen Militärtribunal (IMT) in Blick. Mit François de Menthon und Auguste Champetier de Ribes standen der französischen Delegation Personen vor, die über juristische Expertise verfügten und zugleich ranghohe Politiker waren. Ihre Berufung zeugt davon, dass Frankreich dem Verfahren eine herausragende Bedeutung beimaß.

Jesús Baigorri-Jalón erinnert daran, dass der „Hauptkriegsverbrecherprozess“ nicht nur für das Internationale Strafrecht einen Meilenstein darstellte. Bei dem Verfahren vor dem IMT, das in den vier Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Russisch geführt wurde, kamen erstmals Simultandolmetscher zum Einsatz. Baigorri-Jalón skizziert die enormen fachlichen und logistischen Herausforderungen der Dolmetscher, bei denen es sich vielfach um deutsche Exilanten handelte. Den Einfluss von Franz Neumann auf das IMT beleuchtet Valéry Pratt. Neumanns 1942 veröffentlichte Studie „Behemoth“ über die Herrschaftsstrukturen des NS-Staats war zentraler Referenzpunkt für die amerikanischen Ankläger und beeinflusste maßgeblich das Design der amerikanischen Nachfolgeprozesse. Pratt verteidigt Neumann gegenüber dem von Historikern erhobenen Vorwurf, er habe in seiner Analyse die Bedeutung des Antisemitismus für die Herrschaftspraxis des NS-Regimes unterschätzt. Der amerikanische Chefankläger Robert H. Jackson griff Neumanns Deutung des Antisemitismus als „Speerspitze des Terrors“ in seiner Eröffnungsrede unmittelbar auf.

Gleich zwei Aufsätze befassen sich mit dem Juristenprozess, dem dritten der insgesamt 12 Nachfolgeprozesse vor amerikanischen Militärtribunalen. Nathalie Le Bouëdec zeigt die Abwehrmechanismen der bundesdeutschen Justiz gegen die Urteile. Die tradierte Standes- und Berufskultur, so Le Bouëdec, habe der Selbstexkulpation der westdeutschen Justiz Vorschub geleistet und zu einer weitgehenden Ablehnung des Prozesses gegen führende Justizvertreter des NS-Staats geführt. Dieser wenig überraschende Befund wird durch die 2016 veröffentlichte Aufarbeitung zur Vergangenheit des Bundesministeriums der Justiz erneut bestätigt.

Die Beiträge des Zeitschriftenbands verdeutlichen, wie erkenntnisfördernd Fragen nach dem Einfluss verschiedener Professionen auf die Nürnberger Prozesse sind. Spannend wäre es gewesen, den Fokus von den unmittelbar Prozessbeteiligten auf beobachtende Akteure wie Journalisten oder Regisseure auszuweiten, bestimmten sie doch maßgeblich die Rezeption der Verfahren.

*Andreas Mix*

Hubert Seliger: **Politische Anwälte?** Die Verteidiger der Nürnberger Prozesse (Historische Grundlagen der Moderne 13). Baden-Baden: Nomos 2016. 621 S. € 128,-

Benedikt Salleck: **Strafverteidigung in den Nürnberger Prozessen.** Prozessabläufe und Verteidigungsstrategien dargestellt am Wirken des Verteidigers Dr. Friedrich Bergold (Beiträge zum internationalen und europäischen Strafrecht 25). Berlin: Duncker & Humblot 2016. 383 S. € 89,90

Die Anwälte der Nürnberger Prozesse stehen bis heute im Schatten ihrer prominenten Mandanten. Auch andere Prozessbeteiligte wie die Ankläger oder Richter erhalten regelmäßig mehr Aufmerksamkeit als die Verteidiger. Umso verdienstvoller ist es, dass sich gleich zwei Studien mit dieser Personengruppe beschäftigen, prägte sie doch maßgeblich das in der Bundesrepublik bis in die 1980-er Jahre herrschende Bild von den Nürnberger Prozessen als ungerechtfertigte „Siegerjustiz“.

Bei beiden Arbeiten handelt es sich um Qualifikationsschriften: Hubert Seligers geschichtswissenschaftliche Dissertation ist eine Gruppenbiographie; Benedikt Salleck widmet sich in seiner rechtswissenschaftlichen Promotionschrift der Prozessführung des Verteidiger Friedrich Bergold. Auf einer beeindruckend breiten Quellengrundlage vermisst Seliger das soziale, politische und generationelle Profil der Verteidiger am Internationalen Militärtribunal (IMT) und in den 12 amerikanischen Nachfolgeprozessen. Das Staut für den IMT gestand den Angeklagten Rechtsbeistand zu. Über die Zulassung der Verteidiger entschied das alliierte Gericht, das den Angeklagten bei der Suche nach Anwälten großzügig unterstützte und für die Honorare aufkam. Die mehr als 250 Personen umfassende Gruppe bestand nahezu ausschließlich aus Deutschen, Männern bürgerlich-konservativer Herkunft der Jahrgänge zwischen 1877 und 1923, mit einer Dominanz der nach der Jahrhundertwende geborenen „Kriegsjugendgeneration“. Zwar waren mehr als 60 Prozent Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen, doch handelte es sich dabei eher um „Mitläufer“ als um überzeugte Nationalsozialisten. Nur die wenigsten waren prominente Strafverteidiger, und kaum jemand besaß eine Expertise im Internationalen Recht. Die Motive für die Übernahme der Mandate waren daher sehr heterogen. Finanzielle Aspekte spielten dabei ebenso eine Rolle wie patriotische Überzeugung oder berufsethisches Pflichtbewusstsein. Seliger kategorisiert die Anwälte nach ihrer Tätigkeit in den Prozessen und ihrer politischen Einstellung zu den Angeklagten. So rekrutierten sich die Verteidiger in den Industriellenprozessen aus den Justizaren der angeklagten Unternehmen. Die Anwälte der Wehrmacht waren wie der ehemalige Marinerichter Otto Kranzbühler selbst für die Organisation tätig gewesen und den Angeklagten daher eng verbunden. Im „Hauptkriegsverbrecherprozess“ wiederum agierten mehrere Pflichtverteidiger, die eine professionelle Distanz zu ihren Mandanten zeigten. Nur eine Minderheit der Verteidiger qualifiziert Seliger als politische Anwälte, die – im Sinne Otto Kirchheimers – den Gerichtssaal als politische Arena betrachteten und die Legitimität des Gerichts grundsätzlich in Frage stellten. Besonders anregend ist der Abschnitt zu den weiteren beruflichen Karrieren der Nürnberger Anwälte. Seliger zeigt eindrucksvoll, wie die „politischen Anwälte“ durch Publikationen und den Aufbau von Netzwerken in der Bundesrepublik eine gezielte Delegitimation der Nürnberger Prozesse und weiterer Versuche der strafrechtlichen Aufarbeitung von NS-Verbrechen betrieben.

Mit Friedrich Bergold wählt Salleck einen der aktivsten Anwälte aus den Nürnberger Prozessen für seine rechtshistorische Untersuchung. Vor dem IMT verteidigte er Martin Bormann in Abwesenheit; in den Nachfolgeprozessen hatte er fünf weitere Mandanten, von denen einer vor Eröffnung des Verfahrens Selbstmord beging. Bergold war seit 1926 als Rechtsanwalt in seiner Heimatstadt Nürnberg tätig. Da er nicht der NSDAP angehörte, galt er als politisch unbelasteter Verteidiger. In seiner klar strukturierten Arbeit beleuchtet Salleck nacheinander die Verteidigungsstrategien Bergolds in vier Verfahren. Warum Salleck dabei auf den Fall von Otto Dietrich, der als Staatssekretär des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda im so genannten Wilhelmstraßenprozess („Fall XI“) angeklagt war, verzichtet, begründet er nicht. Salleck zeigt, wie Bergold die vagen Verfahrensordnungen der Prozesse im Sinne seiner Mandanten zu nutzen vermochte, ohne den Militärtribunalen grundsätzlich ihre Berechtigung abzusprechen. Bergolds weitere Karriere als Anwalt, Schriftsteller und Lokalpolitiker blendet Salleck leider weitgehend aus.

Beide Arbeiten erweitern die Erkenntnisse über die Nürnberger Prozesse, indem sie das Selbstverständnis und Handeln von Beteiligten in den Mittelpunkt rücken, die bislang kaum Beachtung gefunden haben.

*Andreas Mix*

### Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Vereine

Michael Rothmann und Helge Wittmann (Hrsg.): **Reichsstadt und Geld**. 5. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte, Mühlhausen 27. Februar bis 1. März 2017 (Studien zur Reichsstadtgeschichte 5). Petersberg: Imhof 2018. 397 S. mit Abb. € 29,95

Sammelbände zu besprechen ist oft eine undankbare Aufgabe, weil sich die Vielfalt der Aspekte schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt und weil weit gespannte Titel mitunter Erwartungen wecken, die die Beiträge allenfalls partiell erfüllen. Auf den vorliegenden Band trifft beides zu, denn er versammelt zwar fünfzehn leistungswerte Aufsätze – die von einer (sehr knappen) Einleitung Michael Rothmanns und einem prägnanten Schlusswort Gerhard Fouquets eingerahmt werden –, aber er behandelt das Thema „Reichsstadt und Geld“ höchst selektiv. So nehmen dreizehn der fünfzehn Aufsätze das späte Mittelalter und lediglich zwei die Frühe Neuzeit in den Blick. Vom Wandel der Einnahmequellen und Lebensstile frühneuzeitlicher Eliten, von städtischen Kapital- und Wechselmärkten des 16. bis 18. Jahrhunderts oder von Finanzinstitutionen wie dem Nürnberger *Banco Publico* ist kaum die Rede. Auch die Auswahl der Städte ist durchaus eigenwillig: Das niederländische Deventer etwa ist mit einem eigenen Beitrag vertreten, Augsburg und Nürnberg hingegen nicht.

Zunächst gibt Eberhard Isenmann einen souveränen Überblick über „Reichsstadt und Steuern im Spätmittelalter“, der insbesondere das gescheiterte Projekt einer proportionalen Reichssteuer von 1471/74 hervorhebt. Gegenüber dieser „außerordentlich durchdachte[n] Steuerordnung“ (S. 27) war der später eingeführte Gemeine Pfennig vergleichsweise einfach strukturiert. Anschließend legt Hans-Jörg Gilomen am Beispiel Schweizer Reichsstädte dar, nach welchen Prinzipien kommunale Finanzhaus-

halte des Spätmittelalters funktionierten. Grundsätzlich strebten diese einen ausgeglichenen, schuldenfreien Haushalt an; kurzfristige Ausgabensteigerungen versuchte man eher durch Kreditaufnahmen als durch Steuererhöhungen zu finanzieren. Von einer einheitlichen Buchhaltung konnte noch keine Rede sein, und Wiederverkaufswerten gegenüber Leibrenten bevorzugt, obwohl Letztere rechnerisch für die Städte günstiger gekommen wären.

Laurence Buchholzer-Remy befasst sich mit der durch mehrere aufeinander folgende Kriege ausgelösten Finanzkrise Mülhausens im späten 15. Jahrhundert. Um der klammen elsässischen Reichsstadt unter die Arme zu greifen, bildeten oberrheinische Gläubigerstädte Ende 1473 ein „großes Konsortium“ (S. 116), das einen Sanierungsplan ausarbeitete. Durch Abgabekürzungen und die Einführung einer Kopfsteuer konnte Mülhausen die Krise schließlich abwenden. Dominik Kuhn stellt die von 1379 bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts bestehende Währungsunion der Hansestädte Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Wismar als „herausragende[s] Beispiel für großregionale Münzverträge innerhalb der deutschen Münz- und Geldgeschichte“ (S. 135) vor, während Evelien Timpener das Münzprivileg Kaiser Friedrichs III. für Deventer von 1486 sowohl als wirtschaftspolitischen Versuch, „der ständigen Münzverschlechterung entgegenzuwirken“ (S. 157), als auch als symbolischen Ausdruck einer engen Bindung an das Reich interpretiert. Thomas Schilp schildert, wie die „Große Fehde“ des Erzbischofs von Köln und des Grafen von Mark gegen Dortmund 1388/89 die Reichsstadt in hohe Schulden stürzte, von denen zunächst die Ratsmitglieder in Form lukrativer Leibrentenkäufe profitierten. Unruhen innerhalb der Dortmunder Bürgerschaft mündeten schließlich in den „großen Konsens“ von 1400, der sowohl eine Beteiligung der Bürgerschaft am Schuldenabbau als auch eine Änderung der Ratsverfassung vorsah, in welcher die sog. Sechsgilden künftig ein Mitspracherecht hatten (S. 198f.). Stefan Sonderegger zeichnet exemplarisch nach, wie es der wirtschaftlich starken Stadt St. Gallen gelang, trotz des Fehlens eines weiträumigen Landgebiets über den gezielten Ankauf von Grundbesitz und Herrschaftsrechten ihre Interessen im Umland geltend zu machen.

Eher den Charakter von Werkstattberichten haben Christian Hagens Beitrag zur Ratspolitik der Städte Esslingen und Konstanz gegenüber Juden sowie zur Rolle von Juden auf städtischen Kreditmärkten des 15. Jahrhunderts und Gabriel Zeilingers Ausführungen zu den frühesten Windsheimer Stadtrechnungen von 1393/94. Julia Mandry betrachtet mit der sog. Palmarumsspende in den thüringischen Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen eine „Erinnerungsspende“ (S. 257) an konkrete historische Ereignisse, deren Memorialwert im Laufe der Jahrhunderte allerdings verloren ging. Paul Lauerwald und Martin Sünder befassen sich mit zwei Mühlhauser Münzschatzen, die um 1430 bzw. um 1525 verborgen und im 20. Jahrhundert entdeckt wurden. Dabei konzentriert sich Lauerwald auf die numismatischen und geldgeschichtlichen Aspekte, während Sünder mit dem vermutlich in der Schlacht von Frankenhausen gefallenen Schneider Hans Kula einen möglichen Urheber des zweiten Münzschatzes namhaft macht (S. 294f.). Matthias Kluge rekonstruiert anhand der Rechnungen Konrads von Weinsberg Einkäufe des Königs auf dem Konstanzer Konzil und kommt zu dem Schluss, „dass die in der Forschung immer wieder betonte ‚mangelhafte Zahlungs-

moral' König Sigmunds differenziert betrachtet werden muss.“ Vielmehr zeugen die Quellen „von einem pragmatischen Umgang mit Waren- und Dienstleistungskrediten“ (S. 324).

Von den beiden einzigen Beiträgen mit einem Schwerpunkt in der Frühen Neuzeit behandelt Antje Schlöns die Arbeitsweise sog. Debitkommissionen des Reichshofrats in den hoch verschuldeten Reichsstädten Nördlingen und Mühlhausen, während Hans-Werner Hahn für Wetzlar zeigt, dass Reichsstädte bereits vor der Mediatisierung durchaus „zu Reformen des Finanzwesens und zu ersten Erfolgen beim Schuldenabbau“ in der Lage waren (S. 349). Die Auswirkungen der Mediatisierung betrachtet Hahn differenziert, da die neuen Herren einerseits den Abbau kommunaler Schulden vorantrieben, andererseits den ehemaligen Reichsstädten hohe Steuerlasten aufbürdeten.

Die Ausstattung des Bandes ist – wie bereits bei früheren Bänden der „Studien zur Reichsstadtgeschichte“ – sehr ansprechend; viele der in den Texten behandelten Quellen lassen sich auch auf hochwertigen Farbfotografien studieren. Es bleibt zu hoffen, dass der „Mühlhäuser Arbeitskreis für Reichsstadtgeschichte“, der für diese Reihe und die zugrunde liegenden Tagungen verantwortlich zeichnet, dem Thema „Reichsstadt und Geld“ in absehbarer Zeit eine weitere Publikation widmet, die auch die hier ausgeklammerten Aspekte berücksichtigt.

*Mark Häberlein*

Clemens Butzert: **Investitionen und ihre Risiken.** Zur Lage nicht geschäftsführender Anleger in Unternehmen des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Italien und Deutschland (Schriften zur Rechtsgeschichte 177). Berlin: Duncker & Humblot 2016. 386 S. mit Abb. € 99,90

Im Zentrum der rechtshistorischen Dissertation von Clemens Butzert stehen zunächst italienische Handelsgesellschaften seit dem 14. Jahrhundert. Der Verfasser konzentriert seine Untersuchung auf Florenz, Venedig, Genua, Bologna, Siena und Pisa. Er untersucht auf der Grundlage von Gesellschaftsverträgen und weiterer Geschäftsunterlagen die Organisationsformen, die gesellschaftsrechtlichen Ausbildungen sowie die personenrechtlichen Strukturen dieser Gesellschaften. Insbesondere behandelt er die Formen der *commenda* und der *comapagnia*. Ausführlich erörtert der Verfasser verschiedene Investitionsmodelle von nicht geschäftsführenden Gesellschaftern und untersucht neben der rechtlichen Form dieser Modelle auch ihre Verlustrisiken sowie die Verringerung oder Vermeidung eines Verlustes etwa durch Haftungsbeschränkungen. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, dass eine verzinsliche Kapitalinvestition (*depositum*) und ein Darlehen (*mutuum*) das theoretisch geringste Risiko darstellen, ausgenommen das hochriskante Seedarlehen.

In einem zweiten Schritt befasst sich der Verfasser mit deutschen Handelsgesellschaften, ihren Organisationsformen und möglichen Beschränkungen eines Verlustrisikos ihrer Kapitaleinlage. Im Vordergrund stehen Fallbeispiele aus Nürnberg, Augsburg, Basel, St. Gallen, Breslau und Ulm. Auf dieser Grundlage geht der Verfasser sodann von der Überlegung aus, dass bis in das 16. Jahrhundert in Deutschland Haftungsbeschrän-

kungen von den Städten im Rahmen ihrer Stadtrechtsreformationen – zunehmend institutionalisiert und verstetigt – geregelt wurden. Anhand von Fallbeispielen versucht der Verfasser zu zeigen, dass zunächst innergesellschaftliche Haftungsbeschränkungen, die er etwa in Regelungen innerhalb von Gesellschaftsverträgen sieht, zunehmend von den Städten im 16. Jahrhundert im Rahmen ihrer Gesetzgebung übernommen und somit im Fall von außen kommender Gläubigeransprüche die Haftung etwa nicht geschäftsführender Gesellschaftergruppen beschränkt werden konnte. So sieht der Verfasser sogar schon in dem frühen Gesellschaftsvertrag der Meuting (1436) bereits erste Regelungen von Haftungsbeschränkung. Ob allerdings aus einer allgemein gehaltenen üblichen Abtrennung von Einlagekapital und Privatvermögen, wie im Meutingvertrag erwähnt, eine Beschränkung der unbegrenzten Solidarhaftung im Fall von Gesellschaftsschulden ableitbar und vor allem wirksam war, bedarf noch der Diskussion.

Ein weiteres Fallbeispiel der Großen Ravensburger Gesellschaft ist schon aufgrund der besonderen Organisationsform ein früher Sonderfall, ganz zu schweigen, dass sich kein einziger Gesellschaftsvertrag erhalten hat, der mögliche Aufschlüsse über nicht geschäftsführende Anleger oder gar Haftungsbeschränkungen zuließe.

Nicht überzeugend ist der vom Verfasser referierte Fall der Arzt und Paumgartner in Nürnberg und Augsburg. Er geht dabei von der erstmals von Clemens Bauer und Elmar Lutz diskutierten, von Albrecht Cordes aufgegriffenen Idee aus, dass dieser Fall als Ausgangspunkt für das 1464 von Nürnberg beim Kaiser erwirkte Privileg einer Haftungsbeschränkung von nichtarbeitenden Gesellschaftern auf ihre Kapitaleinlage zur Einschränkung der unbegrenzten solidarischen Gesamthaftung diene.

Der Fall, der von Eberhard Isenmann und der Rezensentin bereits 2014 ausführlich mit neuen Quellen analysiert wurde, ist jedoch für die Frage der Haftungsbeschränkung ungeeignet, da es sich (lediglich) um Ansprüche der Witwe des ehemaligen Regierers der Gesellschaft auf Auszahlung der Kapitaleinlage und des errechneten Gewinns aus einer quellenmäßig im Dunkeln bleibenden Liquidierung der Gesellschaft handelt. Von Gläubigerforderungen (von außen) ist in dem Fall nirgendwo die Rede, auch nicht von einer Haftung nach innen. Deshalb gibt es keinen sinnvollen unmittelbaren Bezug zum kaiserlichen Privileg, was der Verfasser selbst in seiner Zwischenbilanz einräumt: „Dennoch ergeben sich auch Zweifel daran, dass die Haftungsbeschränkungen auf der Streitigkeit beruht, da dieser Fall nicht unter die in der narratio beschriebenen Fallgruppe zu fassen ist.“ (S. 230), oder an anderer Stelle: „auch der eigentliche Privilegentext bietet keine eindeutigen Hinweise [auf den Fall]“ (S. 232).

Die besondere Relevanz dieser Arbeit liegt vor allem in der Darstellung der Organisationsformen italienischer Gesellschaften, in der rechtshistorischen Analyse der Ausformung von normierten Haftungsbeschränkungen in Italien sowie einem möglichen „Transfer einer Rechtsidee“ aus Italien (Florenz), die schließlich zur Formulierung von Haftungsbeschränkungen in städtischen Gesetzgebungen in Deutschland bis zum Ende des 17. Jahrhunderts führten.

*Mechthild Isenmann*

Elke Kollar: **Aufbruch in die Moderne.** Nürnberger Geschäftsbriefe im 19. Jahrhundert (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 74). Nürnberg: Stadtarchiv Nürnberg 2016. XVI, 703 S. mit Abb. € 39,-

Jüngst, 2016, erschien in der „Roten Reihe“ des Stadtarchivs Nürnberg die ohne den Anhang schon annähernd 600 Seiten umfassende Dissertation Elke Kollars unter dem, wie sich zeigen wird, sehr treffenden, in den vergangenen Jahren wegen der vielfach gegebenen Anwendbarkeit vielleicht aber doch allzu häufig bemühten Titel „Aufbruch in die Moderne“. Der Untertitel „Nürnberger Geschäftsbriefe im 19. Jahrhundert“ offenbart allerdings sogleich den eigentlichen Gegenstand der Studie, wobei, dies muss umgehend präzisiert werden, das „lange“, hier bis zum Ersten Weltkrieg reichende, 19. Jahrhundert gemeint ist.

Das Interesse der Verfasserin dieser Untersuchung gilt ganz bewusst ausschließlich geschäftlicher Korrespondenz, da diese im Rahmen der bisherigen Briefforschung im Gegensatz zu Privatbriefen nahezu unberücksichtigt blieb, zumal im „langen“ 19. Jahrhundert. Dabei steht der Geschäftsbrief als Quelle an sich im Fokus, er wird somit nicht „nur“ als Träger einer Information gesehen, die hinsichtlich einer bestimmten Fragestellung eben (auch) ihren Niederschlag in der spezifischen Quellenform „Geschäftsbriefe“ gefunden hat bzw. haben könnte. Das heißt die Geschäftsbriefe Nürnberger Unternehmen sind „genuiner Gegenstand der Untersuchung“, ihre „Eigenheiten, Ausprägungen und Entwicklungen“ (S. 8) werden sowohl in wirtschafts- und kulturhistorischer als auch in sprach- und kommunikationsgeschichtlicher Perspektive beleuchtet. Der interdisziplinäre Ansatz konzentriert sich deshalb auf die „typologische, sprachliche, inhaltliche, gestalterische und strukturelle“ (S. 2) Merkmalsanalyse Nürnberger Geschäftsbriefe der beginnenden und sich ausprägenden Moderne.

Bevor der eigentliche Untersuchungsgegenstand – Geschäftsbriefe Nürnberger Provenienz – beleuchtet wird, stellt die Autorin auf beinahe 200 Seiten nicht allein ihr Dissertationsprojekt und die damit verbundene Vorgehensweise vor, sondern widmet grundlegende Betrachtungen den verschiedenen wissenschaftlichen Einordnungs- und Untersuchungsmöglichkeiten des Objekts „Brief“. Weiterhin werden dessen vielfältige Kulturgeschichte vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert sowie die Ausprägung der Nürnberger Wirtschaftslandschaft und der Werdegang sogenannter allgemeiner wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr eigenständige Geltung erlangender und im 19. Jahrhundert schließlich in großer Vielzahl vorliegender, immer detaillierterer, präziserer und damit professionellerer Geschäftsbriefsteller, also Lehr- bzw. Ratgeberbücher, die beispielhaft die korrekte Erstellung von (Geschäfts-)Briefen aufzeigen, im „langen“ 19. Jahrhundert geschildert. Bei allem verständlichen Bemühen um eine profunde Darstellung wären hierbei an manchen Stellen jedoch sinnvolle Kürzungen durchaus möglich gewesen, ohne dass die Darlegungen an Eindringlichkeit und Güte verloren hätten. Dies gilt sogar für die schon ziemlich bündige, 30-seitige Schilderung der Wirtschaftsentwicklung Nürnbergs im Betrachtungszeitraum, da diese bereits häufig und überzeugend dargeboten wurde und somit eine überaus konzise Behandlung erlaubt.

Auf den folgenden rund 300 Seiten, dem wissenschaftlichen Kern der Studie, wird die Untersuchung dreier beispielhafter, sich nicht überschneidender Zusammenstellun-

gen Nürnberger Geschäftsbriefe vorgenommen. Die erste Analyseeinheit setzt sich eingehend mit den Schreiben von sechs Nürnberger Unternehmen, darunter die Nürnberger Drahtstiftenfabrik Klett & Co. und die Feuerlöschmaschinen- und Metallgusswarenfabrik Justus Christian Braun, auseinander, die zwischen 1815 und 1890 an das Handelshaus Poschacher im oberbayerischen Tittmoning gerichtet wurden (Bestand StadtAN E 9/171). In der zweiten Analyseeinheit stehen beinahe 300 Geschäftsbriefe Nürnberger Herkunft der Jahre 1806 bis 1879 aus den Beständen des Museums für Kommunikation Nürnberg und des Stadtarchivs Nürnberg im Mittelpunkt, die nach den „zentralen Kriterien, die sich bei der Analyse der Poschacher-Briefe aus der intensiven und gebündelt dargestellten Quellenanalyse ergeben haben“ (S. 368), untersucht werden. Gleicher Bestandsherkunft sind die fast 160 Briefe Nürnberger Firmen der dritten Analyseeinheit, die für den Zeitraum von 1843 bis 1916 in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der grafischen Gestaltung der Brief- und Rechnungsköpfe ins Visier genommen werden. Aufgrund ihres Forschungsinteresses stellt die Verfasserin sowohl Rechnungsbriefe als auch Anerbietungen bzw. Offerten der exemplarisch ausgewählten Firmen ins Zentrum ihrer Abhandlung. Die kontextgebundene quellenkritische Analyse umfasst grundsätzlich „Briefbogen und Versand, Elemente und Gestaltung des Brieftexts sowie inhaltliche, strategische und sprachliche Struktur des Textkörpers.“ (S. 189) Preislisten finden dabei allerdings nur dann Berücksichtigung, „wenn sie Teil des Brieftexts sind“, da sie für sich genommen „keine briefkonstituierenden Merkmale“ (S. 190, Anm. 999) aufweisen. In diesem Zusammenhang gilt besonderes Augenmerk dem Umstand, dass nicht selten „[d]ie eigentlichen Botschaften“, vor allem bei Offerten, die letztlich den Wunsch des Übersenders nach Warenbestellungen allein implizieren, „unter der sprachlichen Oberfläche“ (S. 212), im Subtext, verborgen sind.

Die Akribie und enorme Detailfreude der Untersuchung der Nürnberger Geschäftsbriefe ist unbedingt zu würdigen, ebenso die konsequent sachliche und sprachlich stimmige Darstellungsform, die dem Thema hervorragend gerecht wird. Gleichwohl dürfte es trotz aller erfreulichen Stringenz und Übersichtlichkeit potenziellen Leserinnen und Lesern eher schwerfallen, beim genauen Blick auf die drei Analyseeinheiten Nürnberger Geschäftsbriefe angesichts der schiereren Fülle an Informationen und Vergleichen, zum Beispiel hinsichtlich der großen Varianz der Briefmaße, der teilweise hohen Zahl verschiedener Briefftypen und deren etwaigen Varianten oder der mannigfaltigen Entwicklung auf dem Feld der Briefkategorien, so unter anderem in Bezug auf die Positionierung und Formgebung des Absenders, des Empfängers oder des Textkörpers in den einzelnen kaufmännischen Schreiben, sich auf den Fortgang des Texts und damit auf den Untersuchungsgegenstand beständig zu konzentrieren. Hier wäre es zweifelsohne hilfreich gewesen, die jeweiligen Entwicklungen unmittelbar durch Abbildungen entsprechender Schreiben zu verdeutlichen. Das nach den einzelnen Analyseeinheiten präsentierte Bildmaterial vermag dies kaum zu leisten, zumal die Abbildungen nur schwarz-weiß, zumeist zu klein und bei Weitem nicht immer in ausreichender Qualität dargeboten werden. Dagegen wird die stellenweise „Quellenarmut“ – so liegen bei den Unternehmen G. Fick & Bach und Richard Brass überhaupt nur eine Offerte (in Druckform) bzw. gerade eine individuelle Offerte (und zusätzlich immerhin vier gedruckte Angebote) vor – in der ersten Analyseeinheit durch die Vielzahl unterschied-

lichster Geschäftsbriefe besonders in den beiden folgenden Untersuchungseinheiten bestens kompensiert.

Wohl in allen Bereichen des menschlichen Lebens entfaltete die Industrialisierung, die Triebkraft der Moderne, eine meist gravierende und nachhaltige Wirkung. Diese kam nicht zuletzt in Form einer zunehmenden Professionalisierung und Standardisierung ebenso auf dem Gebiet der Wirtschaft zum Ausdruck. In diesem Kontext verweist die Verfasserin vor allem auf die steten Fortschritte bei der Ausbildung der in den Unternehmen tätigen Verwaltungskräfte, die auch für die Geschäftskorrespondenz verantwortlich waren, die vereinheitlichende Entwicklung der für Geschäftsbriefe verwendeten Papiergröße in Richtung Folio bzw. DIN A4 sowie die fundamentale Verbesserung des Postwesens im Hinblick auf Pünktlichkeit, Sicherheit, Zuverlässigkeit, Regelmäßigkeit, Geschwindigkeit und eine immer stärkere Ausweitung des Zustellraums. Die Ergebnisse der Analyse Nürnberger Geschäftsbriefe fügen sich deshalb in den allgemeinen Zusammenhang, den umfassenden Vereinheitlichungsprozess des „langen“ 19. Jahrhunderts, bestens ein: Die „Standardisierung der brieflichen Außenkontakte“ (S. 571) Nürnberger Firmen erfolgte sowohl aufgrund spezieller örtlicher Traditionen und Gegebenheiten als auch in hohem Maße dank allgemeiner zeitgenössischer Neuerungen und Entwicklungen, die auf eine durch die Verwendung von Vordrucken merklich begünstigte Schematisierung und dadurch Rationalisierung und schließlich Anonymisierung abzielten. Zudem führten die immer heftigeren, von den Industriebetrieben ausgehenden, einerseits die Unternehmen an sich, andererseits deren Produkte betreffenden Vermarktungsbemühungen zu einer frühen und stabilen Standardisierung von Sprache und Inhalt der Rechnungsbriefe und ganz besonders der eigentlichen Rechnungen, während bei den Offerten nicht nur Vereinheitlichungskräfte zum Tragen kamen, sondern ebenso Ausdifferenzierungsprozesse zu beobachten waren, sodass für den Nürnberger Handelssektor diesbezüglich nur von einer begrenzten Weiterentwicklung gesprochen werden kann. Des Weiteren ist ersichtlich, dass im Wesentlichen die Industrieunternehmen Nürnbergs „ihre Geschäftsbriefe im Rahmen der entstandenen Schemata durch die (Re-)Präsentation des Absenders“ (S. 571) individualisierten – erst die neuen Drucktechniken erlaubten eine entsprechend aufwendige und äußerst ansprechende, „einer prestigeträchtigen Selbstdarstellung des eigenen Unternehmens und der eigenen Person“ (S. 460) dienenden bildlichen Gestaltung der Kopf- und Randleisten der Geschäftspost, die zum „optische[n] Ausdruck eines neuen Firmenbewusstseins“ (S. 472) wurde und generell Werbezwecken diente. Von diesen weitreichenden allgemeinen und ebenso in Nürnberg, der lange Zeit wichtigsten Industriestadt des süddeutschen Raums, gegebenen Standardisierungsentwicklungen blieben selbstverständlich die Fachbriefsteller wie im Besonderen die Geschäftsbriefsteller nicht ausgespart, denn sie glichen sich der neuen Briefpraxis an, was in ihren theoretischen und praktischen (Musterbriefe) Ausführungen deutlich ablesbar ist: Auf diese Weise konnten sie wiederum beispielgebend auf ihre kaufmännische Leserschaft einwirken.

Aus wirtschaftshistorischer Sicht fügen sich die Ergebnisse der vorliegenden Dissertation vortrefflich in den bisherigen Kenntnisstand der Nürnberger Wirtschaftsentwicklung im „langen“ 19. Jahrhundert ein: Sie erweitern diesen zwar nicht in grund-

legender Perspektive, doch sie bestätigen ihn auf vorzügliche Art und Weise. Noch weit größer ist das Verdienst der Autorin sicherlich für die Briefforschung – und dadurch auch für die historische (Sozio-)Linguistik sowie die Kommunikations- und Kulturgeschichte –, wo sie Entscheidendes, wohl weit über Nürnberg Hinausreichendes geleistet hat, indem sie derart eindringlich Geschäftsbriefe Nürnberger Provenienz erstmals in den Blick genommen, untersucht und bewertet und zugleich die damit korrespondierende Entwicklung der (kaufmännischen Fach-)Briefsteller in ihre kritische Betrachtung einbezogen hat.

Bei allen erfreulichen Aspekten der Studie, zu denen auch die im Vergleich mit etlichen anderen, in jüngerer Zeit veröffentlichten Dissertationen zu Nürnberger Themen im Großen und Ganzen wenigen formalen Fehler zählen, gibt es doch mehrere Kritikpunkte, von denen nur einige benannt werden sollen: So werden zum Beispiel immer wieder Abkürzungen wie „P. P.“, die Abkürzung für „praemissis praemittendis“ (lateinisch für „nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden“ im Sinne von „man nehme an, der gebührende Titel sei vorausgeschickt“ als möglicher Bestandteil der Grußformel bzw. anstelle der Nennung des Adressaten, wie dies vor allem bei Offerten Anwendung fand), wiederholt zitiert bzw. angegeben, jedoch nicht umgehend aufgelöst. Im Geschäftsleben und darüber hinaus mittlerweile eher seltene oder gar nicht mehr geläufige Begriffe wie „Emballage“ (französisch für „Verpackung“) werden zudem spät oder überhaupt nicht erklärt. Sehr bedauerlich ist außerdem, dass offensichtlich manch wichtige (neuere) Forschungsliteratur nicht mit der aktuellen Auflage bzw. sogar gar keine Berücksichtigung fand und deshalb im Literaturverzeichnis fehlt, wie die 2011 ebenfalls als „Nürnberger Werkstück“ publizierte Doktorarbeit „Maschinenfabrik, Eisengießerei und Brückenbauanstalt Joh. Wilh. Spaeth (1821–1969). Struktur und Strategie eines Nürnberger Familienunternehmens“ von Pascal Metzger.

Der umfangreiche, sehr hilfreiche Anhang dieser in toto lobenswerten Arbeit, die aufgrund ihres Untersuchungsgegenstands und der daraus resultierenden Analyse- und Darstellungsweise wohl weitgehend in den entsprechenden Fachdisziplinen ihre Leserschaft finden wird, beinhaltet ein Abkürzungsverzeichnis, eine Abbildungsübersicht mit separatem Quellennachweis, ein Verzeichnis der berücksichtigten Briefsteller, ausführliche Quellenverzeichnisse zu den jeweiligen Kapiteln bzw. Analyseeinheiten, eine Auflistung der benutzten Literatur und Webseiten, außerdem und dankenswerterweise ein Verzeichnis der Nürnberger Geschäftsleute bzw. Firmen und aller Autoren der genannten Briefsteller, sodass hier ein problemloser seitengenaue Zugriff möglich ist.

*Steven M. Zahlaus*

Michael Diefenbacher und Steven M. Zahlaus (Hrsg.): **Eine Kamera für's Leben.** Fotoapparate und Zubehör aus Nürnberg (Ausstellungskatalog des Stadtarchivs Nürnberg 24). Nürnberg 2016. 259 S. mit zahlr. Abb. € 24,-

Das Stadtarchiv Nürnberg zeigte vom 2. Juni bis 25. September 2016 eine Ausstellung zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Fotografie in Nürnberg. Der reich bebilderte Begleitband besteht aus vier Beiträgen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

des Stadtarchivs, in denen sie den vor Ort mittlerweile wieder untergegangenen Gewerbebezirk der Kamera- und Fotoindustrie, den Fotohandel sowie die Vereinsaktivitäten von Amateurfotografen darstellen.

Die Anfänge der Fotografie in Nürnberg vom Geburtsjahr der Technologie 1839 bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verfolgt Ruth Bach-Damaskinos (S. 13–30) nach. Über Zeitungen verbreitete sich die Erfindung eines fotografischen Verfahrens des Franzosen Louis Daguerre in Windeseile über Landesgrenzen hinweg. In Nürnberg machten sich noch im Jahr 1839 mehrere Mechaniker unabhängig voneinander daran, diese Apparate nachzubauen und zu vermarkten. Dauerhaft blieb aber keiner von ihnen im Geschäft.

Gegen Ende der Weimarer Republik erlebte die Fotografie einen enormen Aufschwung, da nun kleine, leichte und einfach zu bedienende Handkameras aufkamen, die sich bald millionenfach verkauften. Auch Hersteller aus Nürnberg drängten auf diesen Markt, darunter Spielwarenfirmer. Anhand annähernd dreißig Firmengeschichten zeigt Steven M. Zahlaus (S. 31–138), dass zwei kurze Hochphasen den lokalen Produzenten beschert waren: Mitte der 1930er Jahre sowie Anfang der 1950er Jahre, als jeweils wirtschaftliche Aufbruchsstimmung herrschte. Der technischen und ökonomischen Überlegenheit fernöstlicher Konkurrenz musste man sich schließlich geschlagen geben.

Der Fotohandel bediente zunächst fast ausschließlich Berufsfotografen und ab den 1920er Jahren den entstehenden Massenmarkt. Das Auf und Ab im Fotohandel mit Kameras, Zubehör, Filmen, der Entwicklung von Bildern und der Fachberatung beschreibt Walter Gebhardt (S. 139–212). In Nürnberg befanden sich mit Photo Porst und Foto-Quelle zeitweise die größten Fotohäuser der Welt. Ihren Aufstieg verdankten beide dem Versandhandel. Auch Branchenverbände nahmen hier ihren Sitz. Die digitale Fotografie, der Internethandel sowie der Einbau von Kameras in Smartphones führten jedoch zur Schließung zahlreicher Fotogeschäfte.

Aus Liebhaberei, als Mittel der Freizeitgestaltung, zur künstlerischen Verwirklichung oder, um Hilfsmittel der Wissensvermittlung zu kreieren, Amateurfotografen verbinden die unterschiedlichsten Bestrebungen miteinander. Fast so alt wie die Technik des Fotografierens selbst ist die Neigung deren Anhänger, sich mit Gleichgesinnten zusammenzuschließen. Ulrike Swoboda (S. 213–256) widmet sich erloschenen und noch bestehenden Nürnberger Vereinen, die sich zum Teil seit weit über einhundert Jahren durch Vorträge und praktische Kurse gemeinsam fortbilden sowie bei Versammlungen und Ausstellungen den fachbezogenen Austausch und Geselligkeit pflegen.

In ihrer umfassenden Darstellung der Lichtbildnerei von den mechanischen Anfängen bis ins digitale Jetzt leuchtet die Autorenschaft viele Aspekte des Metiers hell aus und wirft auf zahlreiche andere ein Schlaglicht. Die grundlegende Publikation zur Fotografie in Nürnberg bietet bei weitem nicht nur Sammlern alter Kameras eine spannende Lektüre; sie füllt ein Kapitel Nürnberger Wirtschafts-, Technik- und Sozialgeschichte.

*Pascal Metzger*

Christoph Bausenwein: **Stuhlfauths Zeiten**. Die goldenen Jahre des Fußballs. Göttingen: Verl. Die Werkstatt 2017. 352 S. mit Abb. € 24,90

Christoph Bausenwein ist der sportinteressierten Leserschaft bekannt durch zahlreiche Veröffentlichungen rund um das Thema Fußball. Als gebürtigem Nürnberger ist ihm der 1. FCN ein besonderes Anliegen, das er immer wieder in Buchform thematisiert.

Mit seinem Werk „Stuhlfauths Zeiten“ hat er sich auf die 1920er Jahre fokussiert. Hier berichtet er über die Entwicklung des deutschen Fußballs aus der Perspektive der Nürnberger Torwartlegende Heiner Stuhlfauth, dessen einzigartige Karriere parallel zur explosionsartig wachsenden Popularität des Fußballs jener Jahre in Deutschland verlief. Noch heute gilt Stuhlfauth als Ausnahmeerscheinung, dessen Verständnis vom Tormann als elftem Feldspieler seiner Zeit um Jahrzehnte voraus war. Der frühe Titan zwischen den Pfosten brillierte nicht nur 606 Mal im Gehäuse des 1. FCN, sondern auch 21 Mal in der deutschen Nationalelf, womit er zeitweise sogar Rekordnationalspieler gewesen ist.

In einer bunten Mischung aus Augenzeugenberichten, Interviewauszügen und Anekdotenschilderung lässt Christoph Bausenwein eine Zeit wiedererstehen, die oft als die „goldenen Zwanziger“ tituiert wird, die aber für die breite Masse keineswegs als so golden empfunden wurde, wie sie später in ihrer retrospektiven Verklärung dargestellt wurde. Fußballerisch ging die Zeit einher mit dem Aufstieg der beiden Vereine 1. FCN und SpVgg Fürth zur deutschen „Fußballhochburg“. Diesem Phänomen gilt natürlich die besondere Aufmerksamkeit des Autors, der hierzu die einstigen Akteure zu Wort kommen lässt, indem er reichlich Auszüge aus deren Verlautbarungen der damaligen Presse gegenüber zitiert. Gleichzeitig räumt Bausenwein jedoch auch auf mit manch sportromantischer Vorstellung, die den Fußball der Weimarer Zeit als völlig unkommerzielle Amateurdarbietung, deren Mitwirkende nur am sportlichen Element interessiert gewesen wären, darstellt. Obwohl der im gleichen Jahr wie der 1. FCN gegründete DFB in Deutschland der Weimarer Republik dem Fußballsport nur Amateurstatus gestattete, flossen auch zu dieser Zeit bereits Gelder am Rande der Legalität und war man vor allem von Funktionärsseite her oftmals weit entfernt von einer rein sportlich-idealistischen Ausrichtung. Doch dass trotzdem vieles anders war als heute, wo die Kommerzialisierung auch und vor allem des Fußballs oft groteske Ausmaße angenommen hat, lässt Christoph Bausenwein in seinem sowohl unterhaltsamen wie informativen Buch nicht unerwähnt. So schildert er augenzwinkernd die damals schon bestehende Rivalität zwischen den Sportvereinen und somit auch zwischen den Städten Nürnberg und Fürth oder berichtet über die Eindrücke, die eine ungarische Spielerauswahl während ihrer Deutschlandtournee 1919 mit ihrem überlegenen Spiel hinterlassen hatte.

Wer sich mit den ruhmvollen Jahren des Clubs wie des gesamten deutschen Fußballs näher befassen möchte, dem sei dieses Buch empfohlen. In lockerem Plauderton werden hier nicht nur geschichtliche Fakten übermittelt, sondern der Leser bekommt einen farbigen Einblick in eine Zeit, in der noch vieles anders war – aber nicht alles.

*Thomas Dütsch*

### Kunst, Architektur

Shira Brisman: **Albrecht Dürer and the Epistolary Mode of Address**. Chicago u.a.: University of Chicago Press 2016. 224 S. mit zahlr. Abbildungen. \$ 55,-

Albrecht Dürer liebte es, auf seinen Zeichnungen zusätzlich handschriftliche Notizen anzubringen. Sie reichen von tagebuchartigen Erklärungen des Dargestellten über derbe, enigmatische Anspielungen auf Sexuelles bis zu Gebrauchsanweisungen für Weiterbearbeiter seiner Entwürfe. Darüber hinaus ist das Motivfeld von Brief und Bote, von Schreiber, Notat und Urkunde für seine Bildwelt derart kennzeichnend, dass sich daraus auf eine besondere Faszination Dürers für Phänomene schriftbasierter Kommunikation schließen lässt. Die an der Yale University als Dissertation entstandene „Studie“, wie die Autorin ihre kluge und umfangreiche Arbeit bescheiden nennt, nimmt dieses ‚literarische‘ Moment in Dürers Schaffen zum Ausgangspunkt. Sie entwirft die grundlegende These, wonach sich Kommunikation zwischen Bildkünstler und Bildbetrachter einerseits und Briefschreiber und Briefleser andererseits um 1500 in vielerlei Hinsicht gleicht, weswegen sich Dürers Bilder, gleich welcher Gattung, besser verstehen lassen, wenn wir sie im Spiegel der formalen und sozialen Aspekte zeitgenössischer Briefkultur sehen. Die Arbeit ist somit eine komparatistisch angelegte kunst- und literaturwissenschaftliche Studie zum Crossover von Bild und Text im Zeitalter des europäischen Hochhumanismus. Brisman spricht vom „epistolary mode [auch: epistolary trope] of address“, ins Deutsche nicht annähernd angemessen übersetzbar, allenfalls in holpriger Paraphrase als der „brieflichen Art Dürers, den Betrachter anzusprechen“.

Zunächst wird die enorme soziale und literarisch-intellektuelle Bedeutung des Gelehrten- und Freundschaftsbriefes im Nürnberger Humanismus referiert, darunter nicht zuletzt Dürers eigenes, in relativ großem Umfang erhaltenes Briefkorpus. Brisman sieht diese Briefkultur – vor allem die Intimitäts- und Öffentlichkeitsspannweiten im Dreieck Sender-Nachricht-Empfänger – zunehmend in Konkurrenz zum aufkommenden Buch- und Bildruck als alternativen Nachrichtenträgern. Nach dieser medienhistorischen Wende ereigne sich mit Proto- und Frühreformation zu Dürers Lebenszeit eine weitere, mit neuer Autorenwahrnehmung und neuen, nun dezidiert öffentlichen Briefformen („Sendbrief“). Vor dieser Folie dürerzeitlicher Kommunikationsdynamik werden ausgewählte Werke Dürers als Zeugnisse eines Kontrollanspruchs des Künstlers interpretiert, In-Beziehung-Treten zum Betrachter analog zu den rhetorischen Feinheiten im Austausch von Briefen handzuhaben: „... attending to modes of address in Dürer’s compositions, his balancing of offering with restraint, catalyzes a recognition that the work of art is functioning as a communication.“ Zwischen Künstler, Kunstwerk und Betrachterverständnis gebe es, ähnlich allem Brieflichem, kommunikative Näheerfahrung und Distanzorgen, Angst vor Missverständlichkeit, Unsicherheit des Erreichens und der Authentizität des Autors.

In extenso untersucht werden im Hauptteil ausgewählte Werkkomplexe und „Klassiker“ Dürers mit entsprechenden Kommunikationsphänomenen: Anhand der schier endlosen Briefkommunikation zum langwierigen, letztlich nur reduziert verwirklichten „Triumphwagen Kaiser Maximilians“ (1512–1522), der paradoxerweise einen einzigen, fiktiv-allegorischen „Moment“ im Herrscherleben verbildlichen will, macht Brisman

die raumzeitlichen Schattenseiten (zu) intensiver Kommunikation über ein Kunstwerk und seine Initiatoren deutlich. Der Erasmus-Kupferstich (1526) reflektiere mit zeitkritischer Sentimentalität die sinkende Bedeutung intimen Briefeschreibens gegenüber dem neumodischen Buchdruck. Dürers „Vier Apostel“ (1526) werden als „Dürers Open Letter“ in Adaption frühreformatorischer Sendbriefe interpretiert.

Souverän kennt und handhabt die Arbeit die Vielzahl an Quellen und dürerspezifischer, östlich wie westlich des Atlantiks publizierter Forschungsliteratur. Von den jüngeren US-amerikanischen „Northern Studies“, verbunden mit Autorennamen wie Svetlana Alpers, Thomas DaCosta Kaufmann oder Joseph Leo Koerner, ist sie nahelegenderweise besonders geprägt, und übt in einer Hinsicht methodologische Abstinenz: Trotz des mediensoziologisch angehauchten Titels verzichtet sie auf jedwede soziotechnische oder medientheoretische Referenz jüngeren Datums (Akteur-Netzwerk-Theorie, Mediensemiotik etc.). Man vermisst dies bei der Lektüre aber keineswegs. Brismans Überlegungen sind im positiv-traditionellen Sinn gelehrt und kunsthistorisch vorgetragen, dabei dank origineller Gedankensprünge und Bezugsherstellung nie langweilig-positivistisch. Geschmackssache ist allenfalls der hohe sprachlich-literarische, zur Ellipse neigende Anspruch, etwa in den zu Abstraktionen verkürzten Kapitelbeteiligungen („Composing“; „Sending“; „Receiving“). Als Beitrag zur alten Kernfrage nach „Bild und Botschaft“ baut der „Epistolary Mode of Address“ somit eine tragfähige neue Verständnisbrücke auf der endlosen Spurensuche danach, was Dürer eigentlich sagen wollte.

*Thomas Eser*

Andrea Dippel und Matthias Strobel (Hrsg.): **70 Jahre Künstlergruppe „Der Kreis“**. Ein Längsschnitt durch die Kunst in Nürnberg seit 1947 (Schriftenreihe der Kunstvilla im KunstKulturQuartier 9). [Wien]: Verl. für moderne Kunst 2017. 256 S. mit zahlr. Abb. € 19,-

1947 markiert einen Neubeginn im Nürnberger Kunstleben, fand doch in jenem Jahr die Gründung der Gruppe „Der Kreis“ statt, des ersten Zusammenschlusses von Kunstschaffenden in Franken nach dem Zweiten Weltkrieg. Durch die in den Statuten festgeschriebene Mitgliederzahl von 30 Personen formierte sich damals nicht nur ein recht überschaubarer, sondern ein durchaus als elitär zu bezeichnender Kunstkreis. Bis heute gilt die Vereinigung als renommierteste unter den hiesigen Künstlergruppen, davon zeugen schon so bekannte Mitgliedernamen wie Egon Eppich, Ernst Weil, Michael Mathias Prechtel, Günter Dollhopf, Oskar Koller, Brigitta Heyduck oder Hubertus Heß, um nur einige zu nennen. Seit 2000 verfügt die Gruppe sogar über eine eigene Galerie in der Straße der Menschenrechte, in der Kunstwerke von Mitgliedern wie von befreundeten Künstlern mit großem Erfolg gezeigt werden.

Die Gründung in der frühen Nachkriegszeit erfolgte nicht aus stilistischen Gründen, sondern hatte vordergründig das Ziel, den Künstlern zu Ausstellungsmöglichkeiten und damit ihrem Schaffen zu Öffentlichkeit zu verhelfen – was auch explizit in der Satzung niedergelegt wurde. Als Aufnahmekriterium benannte man einzig die künstlerische Qualität und versuchte, vor allem *die freie, ungehemmte künstlerische Äußerung*

zu unterstützen, um *die geistige Persönlichkeit der Mitglieder voll zu lebendiger Entfaltung* zu bringen, wie es der Maler Georg Weidenbacher (1905–1984), einer der Mitbegründer, formulierte. Angesichts der gerade überstandenen NS-Diktatur und der Verwüstungen, die der Zweite Weltkrieg hinterlassen hatte, verwundert die strikte Abkehr von allem Programmatischen kaum. So finden auch bis heute alle Spielarten der Kunst von den klassischen Gattungen Malerei, Zeichnung und Skulptur über Installationen bis hin zur Video- und Computerkunst Berücksichtigung.

Der vorliegende Katalog entstand als Begleitbuch zur Jubiläumsausstellung der Gruppe im Jahr 2017, bei der schwerpunktmäßig Werke aus der städtischen Sammlung zu sehen waren. Diese werden in einem ausführlichen und in Farbe gehaltenen Bildteil vorgestellt. Von den im Laufe der 70-jährigen Geschichte 90 Künstlerinnen und Künstlern, die einst zu den Mitgliedern zählten, wurden die Werke von 65 Kunstschaffenden in die Präsentation in der Kunstvilla aufgenommen; damit konnte ein zeitlicher Bogen von der gegenständlichen Malerei der Nachkriegsjahre über die politisch geprägte Zeit der 1960er Jahre bis zur gegenwärtigen Kunst geschlagen werden. Leider werden die abgebildeten Werke nur mit kurzen Bildlegenden vorgestellt, hier wären Kurzbiografien der ausstellenden Künstlerinnen und Künstler als weiterführende Information wünschenswert gewesen.

Die in dem Band versammelten Aufsätze und Kurzbeiträge verzichten zwar auf einen umfassenden Rückblick auf Entstehung und Geschichte der Künstlervereinigung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, gleichwohl stecken sie ein weites Themenfeld ab, das der Bedeutung der Gruppierung für die hiesige Kunstszene durchaus gerecht wird. Die Betrachtungen setzen erst mit dem Jahr 1997 ein: In jenem Jahr hatte die Kunsthalle Nürnberg in einer umfassenden Schau und einem ausführlichen Katalog bereits die Zeit von 1947 bis 1997 gewürdigt. So widmet sich Susann Scholl den Gruppenausstellungen seit 1997, die nun von inhaltlichen Konzepten und übergreifenden Themen getragen wurden. Mehr und mehr rückte dabei die Aufgabe des Kuratierens in den Mittelpunkt. Allerdings hätte man für diese Betrachtung den zeitlichen Ausgangspunkt durchaus um zehn Jahre zurückverlegen können, denn schon 1987 durchbrach „Der Kreis“ mit seiner Aktion „Kunst im Fluss“ das Konzept einer konventionellen Gemeinschaftsausstellung und verwandelte die Stadtlandschaft an der Pegnitz in einen Kunsterlebnisraum für alle. Ruth Negendanck stellt die europaweiten Projekte der Künstlergruppe vor und zeigt damit deren Vernetzung mit der europäischen Kunstszene auf. Einen kurzen Ausblick in die Zukunft wagt Barbara Leicht. Claus Pese skizziert am Beispiel des künstlerischen Nachlasses, den „Der Kreis“ dem Deutschen Kunstarchiv im Germanischen Nationalmuseum übergeben hat, die Rolle des Archivs für die bildende Kunst. Über einen simplen Aufbewahrungs- und Sammlungsort hinaus bietet es Künstlern und Künstlergruppen vor allem einen *Weg [...], der in das Bleibende der Kunstgeschichte führen* kann. Mit kulturpolitischen Fragestellungen setzt sich Andrea Dippel auseinander, die die Arbeit des freien Künstlers *zwischen Selbstbestimmung und öffentlicher Förderung* beleuchtet. Dabei spannt sie den Bogen weiter und betrachtet die Nürnberger Kunstpolitik seit Entstehung der diversen Kunstvereine und Künstlergruppen im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert. Ab der Nachkriegszeit

fokussiert sie sich dann auf die Gruppe „Der Kreis“ und betrachtet dabei neben den Richtungsstreitigkeiten und Abspaltungen innerhalb der Künstlervereinigung auch die kulturpolitischen Debatten um die Aktionsgemeinschaft Nürnberger Künstlerhaus sowie die Suche nach neuen Ausstellungsmöglichkeiten, die schließlich in die Gründung der Kreis Galerie mündeten.

Ein ausführlicher Anhang beschließt den Band. Er beinhaltet sowohl eine Aufzählung der Gründungsmitglieder als auch Listen aller seit 1947 aktiven Mitglieder, Ehrenmitglieder und Vorsitzenden. Es folgen ausführliche Biografien der Mitglieder zwischen 1997 und 2017 und eine Zusammenstellung aller Gemeinschaftsausstellungen und der Präsentationen in der Kreis Galerie zwischen 1997 und 2016. Den Schluss bildet ein Personenregister. Somit widmet sich die Publikation nicht nur der – mit Ausnahme von Katalogen zu einzelnen herausragenden Künstlerpersönlichkeiten oder der Schriften zur Akademie der bildenden Künste – bislang kaum zusammenhängend bearbeiteten lokalen Kunstgeschichte der Gegenwart, sondern bietet zugleich ein Nachschlagewerk für alle, die sich mit der zeitgenössischen Kunst in Nürnberg beschäftigen.

*Ruth Bach-Damaskinos*

### **Kultur, Sprache, Literatur, Musik**

Klaus Wolf: **Bayerische Literaturgeschichte.** Von Tassilo bis Gerhard Polt. München: Beck 2018. 368 S. mit 20 Abb. und 4 Kt. € 29,95

Die Berechtigung einer regionalen Literaturgeschichte, gedacht für ein breiteres Publikum literarisch und heimatkundlich interessierter Rezipienten, ist nicht zu bezweifeln. Zu den historischen Zusammenhängen, innerhalb derer man lebt, gehört auch die Literatur, die im eigenen Umfeld entstanden ist bzw. von Autoren stammt, die von hier ausgingen. Insofern hat ein Buch, dessen Thema die Geschichte der auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Bayern verfasste Literatur ist, durchaus seinen Sinn, auch wenn die einzelnen Landesteile in früheren Zeiten, bis zur Bildung des Königreichs zu Beginn des 19. Jahrhunderts (und vielfach auch darüber hinaus) auch literarisch ihre eigenen Wege gingen, ein übergreifender literarhistorischer Zusammenhang also nicht unbedingt feststellbar ist. Erfolgreicher Vorgänger des vorliegenden Buches war das 1987 erschienene, von Albrecht Weber herausgegebene Sammelwerk ‚Handbuch der Literatur in Bayern‘, bei dem rund 40 ausgewiesene Fachleute die wichtigsten, vom 9. Jahrhundert bis zur Gegenwart auf dem Gebiet des heutigen Bayern entstandenen literarischen Texte in Einzeldarstellungen würdigten. Nunmehr hat sich ein einzelner Autor, seines Zeichens Professor für bayerische Literaturgeschichte an der Universität Augsburg, der – angesichts der Fülle von Autoren und Werken zweifellos schwierigen – Aufgabe angenommen.

Klaus Wolf gliedert sein Buch kapitelweise nach Jahrhunderten, beginnend mit dem 8. Jahrhundert, dann weiter bis zur Gegenwart (das angehängte, viel zu knappe Literaturverzeichnis erscheint mir nicht sehr hilfreich). Geboten wird der Blick auf zahllose Autoren und Autorinnen und auf noch mehr Texte, besonders im Kapitel über das 20. Jahrhundert findet sich ein wahres name dropping (wobei einer der bedeutendsten

deutschen und bayerischen Gegenwartsautoren, nämlich Eckhard Henscheid aus Amberg, leider übersehen wurde). Man würde eigentlich erwarten, dass der begrenzte Raum, der zur Verfügung stand – 350 Druckseiten – Anlass gegeben hätte, deutliche Schwerpunkte zu setzen, d. h. die wirklich bedeutenden Autoren ausführlicher herauszuheben – doch das, was man über Wolfram von Eschenbach, Hans Sachs, Jean Paul, Thomas Mann, Bertolt Brecht erfährt, ist fast rudimentär, eher beiläufig. Bei Jean Paul genügt eigentlich schon die Bezeichnung „literarischer Titan“ (S. 231; vgl. zu Konrad von Würzburg, S. 123: „ein fränkischer Titan“), um sich von allem weiteren zu dispensieren. Daneben laufen mancherlei Ungenauigkeiten mit ein, z. B. hätte ein Lokaltermin gezeigt, dass der Irrhain des Pegnesischen Blumenordens sich keineswegs „in unmittelbarer Nähe der Kaiserburg“ befindet (S. 204).

Die in Nürnberg und überhaupt in Franken entstandene Literatur liegt dem Verfasser, der an einer Stelle die „katholische und bairische Weltläufigkeit“ als Gegenbild zu den „fast nur national orientierten [fränkischen] Protestanten“ (S. 195) herausstellt, eher fern. Zwar wird auf Rosenplüt, Folz, Hans Sachs, Ayrer, den Meistersang (dessen Darstellung völlig unbefriedigend ist) kurz eingegangen, eine genauere Vorstellung kann der Leser jedoch hier (wie auch sonst vielfach) nicht gewinnen; Interessenten sollten da eher zu anderen literaturhistorischen Darstellungen greifen. Relativ ausführlich informiert wird – das sei positiv vermerkt – über Friedrich Rückert (dessen Bedeutung allerdings überschätzt wird) und über die fränkische Dialektdichtung von Grübel bis zu Fitzgerald Kusz (mit Bild), Gerhard C. Krischker und Lothar Kleinlein.

*Horst Brunner*

**Almanach und Practica für das Jahr 1541 verfaßt von Dionysius Sibenburger** / neu hrsg. von Klaus-Dieter Herbst. Mit einem Beitrag von Klaus-Dieter Herbst über die Erfindung des Schreibkalenders (Acta Calendariographica – Kalenderreihen 3,3). Jena: Verl. HKD 2017. 32 S., [28] Bl. € 38,-

**Almanach nicht allein den Gelehrten, sondern auch den Kaufleuten nützlich für die Jahre 1544 und 1545 in Kulmbach verfaßt von Georg Seyfridt** / neu hrsg. von Klaus Matthäus mit einem Beitrag über Georg Seyfridt und seine Kalender (Acta Calendariographica – Kalenderreihen 3,4). Jena: Verl. HKD 2017. 35 S., [34] Bl. € 38,-

Die beiden jüngst erschienenen Bände in der Reihe „Acta Calendariographica – Kalenderreihen“ sind der um 1540 von Nürnberg ausgehenden Verbreitung der Gattung „Schreibkalender“ gewidmet. Im Zentrum stehen drei bisher unbekannte, ebendort von Hans Guldenmund (um 1490-1547) für die Jahre 1541, 1544 und 1545 gedruckte Almanache, die Klaus Matthäus 2015 in der Ratsschulbibliothek Zwickau entdeckt hat und die in den beiden Publikationen vollständig in Farbe und nahezu in Originalgröße reproduziert werden. Im Kolophon zum Kalender auf das Jahr 1545 bezeichnet sich Hans Guldenmund als erster Drucker dieser für eine Verwendung durch Gelehrte und Kaufleute gedachten Gattung in Nürnberg („Gedruckt zu Nürnberg durch Hans Guldenmund den Eltern/ Der diese schreyb Kalender am ersten hie gedruckt hat.“).

In der Reichsstadt an der Pegnitz erstmals fassbar wird somit eine dann an anderen Druckorten sofort aufgegriffene neue Kalenderform, die sich in der Folgezeit zu einem

Massenmedium entwickeln sollte. Der besondere Vorzug war die jeder Monatsübersicht gegenübergestellte leere Seite, die dem Besitzer das Gerüst und den Freiraum für handschriftliche Notizen bot. In ihren Kommentaren zu den Reprints gehen die durch ihre Forschungen einschlägig bekannten Autoren Klaus-Dieter Herbst und Klaus Matthäus ausführlich auf die Biographie und Werk der beiden Kalendermacher ein, den vor allem in Salzburg tätigen Mediziner Dionysius Sibenburger (um 1502–nach 1553) und den in Kitzingen und Ansbach praktizierenden Arzt Georg Seyfridt (um 1500–um 1545).

Mit unterschiedlichen Ergebnissen fragen beide Kommentatoren auch nach den Gründen für die Entstehung des Schreibkalenders gerade in Nürnberg. Klaus-Dieter Herbst versteht den Schreibkalender als Produkt der Reformation, einer weitgehend rationalisierten Frömmigkeitspraxis und einer zunehmenden Verschriftlichung von Verwaltung und Ökonomie. Auch aufgrund der Chronologie nicht wirklich überzeugend ist sein Hinweis, der wesentliche Anstoß sei aus Wittenberg gekommen in der Person des Reformators Paul Eber (1511–1569), der bei einem Besuch 1538 in Nürnberg seine Vorstellungen von einer Verknüpfung aktueller und historischer Ereignisse diskutiert habe; letztere nahmen allerdings erst 1550 im von ihm veröffentlichten „Calendarium historicum“ Gestalt an. Als am Bedarf orientierte, konsequente Weiterentwicklung des Kalenders in Buchform mit einer Monatskolumne pro Seite, die um Freiräume für individuelle Eintragungen erweitert wurde, sieht dagegen Klaus Matthäus die Entstehung des Schreibkalenders. Hans Guldenmund habe „zu einem richtigen Zeitpunkt das richtige Produkt auf den Markt gebracht“ (S. 21). Tatsächlich lässt sich eine von Klaus-Dieter Herbst selbst angeführte, auf Humanisten zurückführbare Tradition der Erweiterung von Kalendern um tagebuchartige Eintragungen auch für Nürnberg belegen: Schon Hartmann Schedel führte von 1467 bis 1510 Hauskalender, in die er für ihn persönlich wichtige Ereignisse eintrug (München, BSB, Clm 533 und 624) – ein handschriftliches Diarium, nur einen Schritt vom gedruckten Schreibkalender entfernt, der nicht nur den Gelehrten, sondern auch den nach 1500 in zunehmender Zahl Schreibkundigen die Gelegenheit für das Festhalten von „Memorabilia“ gab.

*Christine Sauer*

Susanne Grosser: **Ärztekorrespondenz in der Frühen Neuzeit**. Der Briefwechsel zwischen Peter Christian Wagner und Christoph Jacob Trew. Analyse und kommentierte Edition (Frühe Neuzeit 194). Berlin u.a.: de Gruyter 2015. VIII, 746 S. mit 29 Abb. € 149,95

Im 18. Jahrhundert blühte bekanntlich im deutschen Sprachraum eine weit verzweigte Gelehrtenkultur. Auf medizinisch-naturkundlichem Terrain vermochten insbesondere akademisch gebildete Ärzte – auch jenseits der Universitäten – in Stadt und Land oder an einem der zahllosen Höfe in überregional ausgelegte Kommunikationsstrukturen und Diskurse einzutreten und sich darin Gehör zu verschaffen. Grundlage hierfür bot zum einen vor allem eine privat gepflegte Sammlung, üblicherweise bestehend aus Büchern und Realien aus den drei Reichen der Natur und kurzgeschlossen mit spezifischen Erfahrungsräumen, so etwa dem Krankenbett, einem anatomischen Thea-

ter vor Ort oder einem eigenen kleinen Winkelgarten. Zum anderen erweist sich für die Einbindung in die *Respublica litteraria* die Etablierung von gelehrten Korrespondenzen als unerlässlich. Hierüber konnte ein fortgesetzter Austausch *über* alle erdenklich-relevanten Themen, aber auch *von* ganz realen Gütern – Sammlungsobjekten, Publikationen etwa – über größere Distanzen hinweg europaweit erfolgen.

In ihrer Doktorarbeit analysiert und ediert Susanne Grosser mustergültig eine gelehrte Einzelkorrespondenz zweier im fränkischen Raum tätiger Ärzte, die über fast 31 Jahre hinweg, zwischen 1729 und 1760, neben etlichen persönlichen Begegnungen einen bisweilen engeren, bisweilen loseren briefgestützten Austausch unterhielten. Während der ältere von beiden, der seit 1721 in der Reichsstadt ansässige und praktizierende Christoph Jacob Trew (1695–1769), seinem vertrauten städtischen Umfeld bis zuletzt verbunden blieb, pendelte der jüngere, Peter Christian Wagner (1703–1764), zunächst zwischen Erlangen und Pappenheim und somit zwischen Stadt und Hof, um schließlich 1743 ganz in das leibärztliche Engagement am Hof des Markgrafen von Bayreuth überzuwechseln. Ihre Korrespondenz, die sich in 68 Schreiben Wagners und 7 Entwürfen Trews in der Erlanger Trew-Sammlung erhalten hat und zu welchen noch 21 weitere Schriftstücke gesichert erschlossen und in der Edition verzeichnet werden konnten, setzte zu einem Zeitpunkt ein, als beide Ärzte bereits beruflich etabliert waren. Angelegentlich einiger Besuche Wagners bei Trew in Nürnberg hatte man sich persönlich kennen- und hinsichtlich der gegenseitigen Interessen und Sammlungsambitionen schätzen gelernt. Das zentrale Thema ihrer Briefschaft blieb denn auch die Bewirtschaftung und naturkundliche Auswertung ihrer jeweiligen Kollektionen. Hinzu traten kollegiale Rückfragen und Inanspruchnahmen in medizinisch-praktischen Dingen, wobei Trew wiederholt die Rolle des ‚Experten in der Ferne‘ zukam, dessen Rat Wagner gerne einholte, um seine Position am Krankenbett zu stärken.

Geben und Nehmen bildeten die Grundkonstanten der gelehrten Brieffreundschaft, die mit wachsendem Vertrauen und wiederholt bewiesener Zuneigung über die Jahre hinweg Züge emotional grundierter echter Freundschaft annahm. Als *Zulieferer* von Informationen und Naturalien dienten sich Wagner und Trew wechselseitig in ihren Interessen und Ambitionen an. Trew konnte mit Wagners Unterstützung seine zunächst noch etwas schwach bestückten mineralogischen Bestände anreichern. Wagner erhielt aus Nürnberg Pflanzensamen und Setzlinge sowie vor allem begehrte Buchdoubletten. Nach Nürnberg übermittelte Wagner wiederum Beobachtungen aus Praxis und Garten, die Trew in den Anfangsjahren gerne in die von ihm maßgeblich aufgesetzte und ab 1731 betriebene medizinische Wochenzeitschrift, das *Commercium litterarium*, einrückte. Das zu Beginn durchaus noch asymmetrisch aufgestellte Beziehungsgefüge zwischen Wagner und Trew, der von Grosser gewählte Begriff eines „Patronage“-Verhältnis greift hier nicht wirklich, glich sich über die Zeiten hinweg deutlich aus. Hierzu trug insbesondere bei, dass Wagner die aus Nürnberg avisierten Veröffentlichungen nicht nur in seine eigene Bibliothek einstellte, sondern über seinen eigenen Kanäle – selbst aus einer Kaufmannsfamilie stammend hatte er 1726 in die angesehene Kaufmannsfamilie Heer mit weitgreifenden überregionalen Handelsbeziehungen eingeheiratet – in seinem Kontaktnetz weiterleitete.

Als *Vermittler* von Informationen und Naturalien schrieben sich die Briefpartner in ihren je eigenen Möglichkeiten vorsätzlich und zielgerichtet von Beginn ihrer Korrespondenz an in die weit verzweigte Gelehrtenrepublik ein. Die briefgestützten Vermittlungsketten liefen nicht selten über mehrere Relaisstationen, so dass gerade in der Nachverfolgung der Abgaben und Weiterleitungen von Buchsendungen und diverser Sammlungsgüter die Netzstrukturen der frühneuzeitlichen *Respublica litteraria* deutlich zu Tage treten. Allerdings stießen Wagner und Trew dabei auch an ihre spezifischen Grenzen. So übernahm sich Trew im urbanen reichsstädtischen Freiraum von Nürnberg notorisch mit seinen Zeitschriftenherausgaben (mit Einstellung des *Commercium litterarium* 1745 verantwortete er nahtlos als *Director Ephemeridum* die Edition der Jahrgangsbände der Deutschen Akademie der Naturforscher, Leopoldina) und konnte auch seine illustrierten anatomischen und botanischen Buchprojekte nur selten im beabsichtigten Umfang zu Ende führen. Bei allem naturkundlichen Enthusiasmus, Sammeleifer und wissensmediatorischen Mitteilungsbestreben hatte er stets eine ausgehende ärztliche Praxis zu führen. Wagner musste seinerseits der rigiden Einbindung in das höfische Protokoll zeitlich so sehr Tribut zollen, dass ihm die „Hoftour“ für seine gelehrten Bestrebungen letztlich kaum mehr Raum ließ.

In einem Fall scheiterten beide Protagonisten sogar gemeinsam, als sich der markgräfliche Hof von Ansbach 1736/37 einem gemeinschaftlich vorgetragenen Ansinnen verschloss. Gerne wollte Trew, der als städtischer Arzt in Nürnberg zugleich in leibärztlichen Diensten in Ansbach stand, seinen seinerzeit in Erlangen praktizierenden Kollegen Wagner als dritten Leibarzt in Ansbach platzieren. Der Hof ließ den Deal jedoch platzen. Nach außen hin bekundete man, dass die „conduite“ des Herrn Doktor Wagner bei seiner persönlichen Vorstellung Missfallen hervorgerufen hätte. Im Grunde war dem Hof jedoch ein Dorn im Auge, dass sich der überaus geschätzte Trew durch seine Weigerung, von Nürnberg nach Ansbach umzuziehen, der markgräflichen Sphäre entzog.

Wagner verschrieb sich dem Hof von Bayreuth letztlich voll und ganz. Dafür musste er in Kauf nehmen, dass er seine gelehrten Ambitionen nur auf Sparflamme weiter kultivieren konnte. Dennoch versiegten sein Interesse und Bemühen nie. Dennoch blieb er über seine Briefschaften nachhaltig mit der naturkundlichen Gelehrtenwelt in Kontakt. Dennoch konnte er sein „soziales Kapital“ (Pierre Bourdieu) mit dem „kulturellen Kapital“ Trews fortsetzen und mit Gewinn für das größere Ganze kurzschließen. Gerade die sorgfältig am Original edierte, über die gelungene Satzgrafik sehr gut lesbare, ausführlich kommentierte und mit wertvollen Sachangaben reichlich ergänzte sowie über Personen-, Orts- und Werkregister in die Tiefe erschlossene Korrespondenz von Peter Christian Wagner und Christoph Jacob Trew führt exemplarisch vor, wie und auf welche Weise sich medizinische Gelehrte, die nicht zu den bekannten Stars der Frühen Neuzeit zählen, in ihrer Zeit, aus ihren beruflichen Hintergründen und teilweise in sehr restriktiven Umfeldern nachhaltig in Netze und Belange der Gelehrtenwelt einfügen und darin produktiv bewegen konnten.

In diesem Zusammenhang wäre es in folgenden Analysen interessant, der Frage nachzugehen, wie und mit welchem Effekt ein höfischer Arzt wie Wagner weitaus häu-

figer als der prominenterer Treu Mitglied in immerhin acht hoch angesehenen gelehrten Gesellschaften verteilt über ganz Europa werden konnte. Vorderhand lässt sich der Sichtweise von Susanne Grosser durchaus folgen, dass die Wagner-Treu-Korrespondenz einen hervorragenden Einblick in den „tragenden ‚Unterbau‘“ (S. 234) der vernetzten Gelehrtenwelt im Jahrhundert der Aufklärung bietet. *Thomas Schnalke*

Werner Kügel: **Geschichte und Gedichte des Pegnesischen Blumenordens**. Aachen: Shaker Media

Drittes Buch: 1844–1894. 2015. 342, IX S. mit Abb. € 20,90

Viertes Buch: 1894–1944. 2017. 322, XIII S. mit Abb. € 19,90

Auf den ersten, 1998 vorgelegten und den zweiten, 2008 erschienenen Band zur Geschichte der ältesten, noch heute bestehenden deutschen Sprachgesellschaft folgten nun in kurzen Abständen zwei weitere Teilbände. Für den Zeitraum zwischen 1844 und 1944 hat Werner Kügel, Ordenspräses seit dem Jahr 2000, Bild- und Textdokumente aus dem im Germanischen Nationalmuseum lagernden Ordensarchiv ausgewertet. Er weist damit nicht nur auf Umfang, Vielfalt und Reichhaltigkeit des hier verfügbaren Quellmaterials hin, sondern bringt dieses auch zum Sprechen: Die auf insgesamt fünf Bände angelegte, von 1699 bis zur Gegenwart heranreichende Darstellung der Ordensgeschichte besteht vornehmlich aus Zitaten, verbunden durch kurze Einleitungen und angereichert um persönliche Kommentare des Herausgebers. Nicht angestrebt ist eine Gesamtausgabe der Primärquellen mit Kommentar und Erläuterung.

Jeder Band gliedert sich in Teile, in denen geschichtliche Abrisse auf der Grundlage von Satzungen und Protokollen geboten werden, und in Abschnitte mit Einblicken in das literarische Schaffen von Ordensmitgliedern. Innerhalb dieser Großkapitel werden Unterabschnitte nach Themen gebildet. Wie einleitend von Werner Kügel festgestellt, bieten die Aktivitäten des Ordens ein Spiegelbild allgemeingesellschaftlicher Entwicklungen. Das 1894 begangene Ordensjubiläum oder die Schillergedenkfeiern von 1905 und 1909 greifen alle Elemente der zeitgenössischen Festkultur wie Vortrag, Schauspiel, Lebende Bilder, Konzert und Gesang bis hin zum abschließenden Festbankett oder einer nächtlichen Beleuchtung im Irrhain auf. Obwohl der Orden von Anfang an Frauen als Mitglieder aufnahm, mussten sie sich mit Helene von Forster als Anführerin Ende des 19. Jahrhunderts die Teilnahme an den freitags stattfindenden Diskussionsabenden erkämpfen. Eine Entwicklung, die sich wie die gleichzeitig bezugten Bemühungen um die Volksbildung zum Ende der Kaiserzeit sämtliche Vereine erfasste. Spannend lesen sich die Zitate zu Vorträgen und Diskussionen in den 1920er und 1930er Jahren, weil sich hier in authentischen Aussagen die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Literatur beobachten lassen: Der Bogen reicht von vergleichsweise progressiven Vortragenden wie Wilhelm Kunze, Georg Gustav Wieszner oder Karl Bröger bis zur Aufforderung zur Teilnahme an Veranstaltungen des Kampfbundes deutscher Literatur wenige Wochen vor der Bücherverbrennung 1933. Ertragreich sind die immer gesondert zusammengestellten Auswertungen der Quellen zu Ausstattung und Bespielung des Irrhains, die zahlreiche Reproduktionen von Bilddokumenten begleiten. Besonders hervorzuheben ist ein Nachtrag zum zweiten Band, der das Aufkommen steinerner

Scheingrabmäler zeitlich präzisiert: 1789, 1796 und 1820 ersetzen erstmals Steinmonumente die sonst üblichen, für verstorbene Ordensmitglieder an Bäumen aufgehängten Holztafeln – laut Helge Weingärtner eine vergleichsweise frühe Form des bürgerlichen Personendenkmals.  
*Christine Sauer*

Frank Matthias Kammel und Claudia Selheim (Hrsg.): **Kriegszeit im Nationalmuseum 1914–1918**. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung 24. November 2016 bis 26. November 2017 im Germanischen Nationalmuseum (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum 17). Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums 2016. 208 S. mit zahlr. Abb. € 12,50

Gut ein Jahr lang, von Ende November 2016 bis Ende November 2017, war im Germanischen Nationalmuseum die Ausstellung „Kriegszeit im Nationalmuseum 1914–1918“ zu sehen. Alle an diesem Thema interessierten Besucherinnen und Besucher werden zweifellos Nutzen daraus gezogen haben. Dies darf ebenso für die Leserinnen und Leser der gleichnamigen Begleitpublikation gelten, die 2016 als 17. Band der 1997 ins Leben gerufenen Reihe „Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum“ erschienen ist und damit zugleich als „Jahresgabe für die Mitglieder und Förderer des Germanischen Nationalmuseums“ diente.

Wie alle Veröffentlichungen dieser Reihe überzeugt auch dieser Band schon allein in gestalterischer Hinsicht und besticht durch Gediegenheit, Handlichkeit, Übersichtlichkeit und besonders aufgrund der Vielzahl der dargebotenen qualitätvollen Abbildungen. Insgesamt 16 Beiträge widmen sich der Zeit des Ersten Weltkriegs und geben exemplarisch Aufschluss darüber, wie dieser in den Beständen des Germanischen Nationalmuseums bis zum heutigen Tag seinen Niederschlag gefunden hat. Somit hat auch das Germanische Nationalmuseum Anteil an der mittlerweile stattlichen Zahl an Publikationen, die anlässlich des 100-jährigen Erinnerns an den Ersten Weltkrieg auf den Buchmarkt gelangt sind – und noch immer gelangen. Das vorliegende Ergebnis der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ist in jedem Fall ein erfreuliches.

Allen Beiträgen, die zwischen acht und 16 Seiten umfassen – das Gros der Aufsätze, acht Stück, weist einen Umfang von zwölf Seiten auf – und zwar auf Anmerkungen verzichten, jedoch die relevante Forschungsliteratur anführen, ist eine große Prägnanz und Stringenz zu eigen: Bei aller Kürze der Darstellungen wird in der Regel anhand einer überschaubaren Zahl von Beispielen das jeweils Charakteristische der Objekte dargelegt und deren einstige wie heutige Bedeutung benannt. So widmet sich Ralf Schürer der kriegsbedingten, „in der Geschichte des Museums einmaligen Akquise“ (S. 27) von kunst- und vor allem kulturhistorisch bedeutenden Gegenständen aus Bronze, Kupfer, Messing und Zinn; trotz dieser Bestandsbereicherung muss konstatiert werden, dass das Germanische Nationalmuseum während des Ersten Weltkriegs und in den Jahren danach gewaltige Vermögensverluste hinzunehmen hatte. Mit Hilfe fotografischer Darstellungen von Kriegsdienst leistenden Künstlern wie Karl Arnold und Otto Dix in ihrem soldatischen Leben, bei der künstlerischen Arbeit oder im Heimaturlaub zeigt Birgit Jooss deren höchst widersprüchliche Situation im Krieg auf. Durch die

Kriegsverhältnisse hervorgerufene seelische Zerrissenheit, Pein und Not von Avantgardekünstlern (Christian Rohlf, Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner) spiegeln sich insbesondere in expressionistischen, nicht selten religiöse Motive aufgreifenden und dadurch Trost zu vermitteln suchenden kriegskritischen Werken, worauf Leonie Beiersdorf aufmerksam macht.

Ganz im Zeichen von Kriegspropaganda und Kriegskultur stehen folgende drei Beiträge: G. Ulrich Großmann untersucht hierzu die Zeitschrift „Kriegszeit. Künstlerflugblätter“ (1914–1916) und deren Nachfolgeorgan „Der Bildermann. Steinzeichnungen fürs deutsche Volk“ (1916), die im Verlag von Paul Cassirer in Berlin erschienen, Yasmin Doosry nimmt die gestalterische Entwicklung der deutschen Kriegsleihplakate in den Blick, die als politische Plakate bis einschließlich 1916 von eher „unerfahrenen Künstlern“ (S. 88) entworfen wurden, und Claudia Selheim stellt auf der Grundlage der Sammlung Hermann Thiede die verschiedenen Typen „stimmungsmachender“ deutscher Bildpostkarten vor, mit denen sowohl professionell durch Verlage an der „Heimatfront“ als auch hin und wieder durch Soldaten an der Front und in der Etappe ein schwungvoller Handel betrieben wurde. Wie vieles andere kriegskulturgeschichtlich Wertvolle, zum Beispiel Fotos, Orden, Lebensmittelkarten, wurde auch Notgeld zu einem frühen Zeitpunkt aus dokumentarischen Gründen gesammelt, weshalb Matthias Nuding in seinem Beitrag die Vielgestaltigkeit der schon Ende 1915 seitens des Germanischen Nationalmuseums erworbenen Notgeldsammlung – „743 Scheine von 219 Ausgabestellen“ (S. 131) – des Nürnberger Münzsammlers Carl Friedrich Gebert präsentiert. Eine jüngst vom Museum angekaufte Eichenholzanzichte beleuchtet Petra Krutisch, wobei sie vor allem das zweimal als Verzierung angebrachte Eiserne Kreuz und dessen Stiftungsgeschichte thematisiert und auf diese Weise einen wesentlichen – frankophoben – Symbolgehalt dieses merklich einem späten Historismus verpflichteten Speisezimmermöbels verdeutlicht, Silvia Glaser spürt dem Heldenkult und weiteren patriotischen Symbolen auf keramischen Erzeugnissen wie Tassen und Tellern nach, die Teil des sogenannten Hurrakitschs waren, und Jutta Zander-Seidel beschäftigt sich schließlich mit einem deutschen Fächer aus Brüsseler Spitze mit dem Porträt Kaiser Wilhelms II., der ebenfalls als Hurrapatriotismuserzeugnis und damit als eindeutiges Propagandaprodukt der Kriegsjahre zu werten ist.

Ohne die Bedeutung der bereits vorgestellten Aufsätze schmälern zu wollen, sei besonders auf die Beiträge von Frank Matthias Kammel, Thomas Eser und Birgit Schübel, Roland Prügel, Markus Zepf sowie Johannes Pommeranz hingewiesen.

Frank Matthias Kammel gewährt in einem die Sammelpublikation einleitenden Beitrag einen informativen Abriss der Entwicklung des Germanischen Nationalmuseums während des Ersten Weltkriegs: Er beschreibt unter anderem die zeitweiligen Schließungen zu Beginn und gegen Ende des Kriegs sowie in der unmittelbaren Nachkriegszeit, zuerst aus Gründen der „Sicherheit“, später wegen Brennstoffmangels, den allmählichen und seit 1917 fast vollständigen Niedergang der Sammel- und Forschungstätigkeit, den Einsatz von Kriegsinvaliden im Dienstbetrieb bereits seit 1915, den Aufbau einer kulturhistorisch bedeutenden „Kriegsdokumentensammlung“ (S. 11) der „Heimatfront“, ebenfalls ab 1915, der trotz starker Einbußen an Finanzmitteln auch

mit Hilfe von Ankäufen durchgeführt wurde (wobei Teile dieser Sammlung im Zweiten Weltkrieg, dessen Wirkung auf das Museum insgesamt weitaus schlimmer war als die des Ersten Weltkriegs, verloren gingen), und den dank einer Erbschaft ermöglichten Baubeginn des Erweiterungsgebäudes Anfang 1916, das zwar 1920 eingeweiht, aber erst 1921 in vollem Umfang genutzt werden konnte. Das aus drei Teilbänden mit rund 800 Aufnahmen bestehende Kriegsalbum des aus einer Nürnberger Patrizierfamilie stammenden, sowohl an der West- als auch an der Ostfront eingesetzten Artillerieoffiziers Friedrich von Oelhafen, bei Kriegsbeginn Major, dann Oberstleutnant und vor seinem militärischen Abschied 1920 noch zum Oberst befördert, haben sich Thomas Eser und Birgit Schübel vorgenommen. Die darin enthaltenen Fotografien und Postkarten zeigen Schlachtfelder, Kriegsgefangene, Waffen, Zerstörungen, aber auch den normalen militärischen Alltag, Städte, Landschaften, Sehenswürdigkeiten sowie Volkskundliches, vor allem ausländische Bevölkerungsgruppen, und nicht zuletzt zahlreiche Selbstinszenierungen von Oelhafens, in denen „das ständische Selbstverständnis eines deutschen Offiziers und sein autobiografisches Verarbeiten der Kriegsniederlage“ (S. 48) markant zum Ausdruck kommen.

In Deutschland doch recht einmalig dürfte die von Roland Prügel vorgestellte Zeitungs-, Zeitschriften-, Broschüren- und Flugblattsammlung US-amerikanischer Provenienz des Grafikers Fritz Endell sein, der von 1898 bis 1916 mit einer Amerikanerin verheiratet war und als Folge einer mit seiner damaligen Ehefrau im Juni 1914 angetretenen Reise in die Vereinigten Staaten erst im Oktober 1920 nach Deutschland zurückkehrte. Der Patriot Fritz Endell, der kaisertreu war und blieb sowie stramm national beziehungsweise überaus „progermanisch“ gesinnt war, legte auf dieser Basis seine Sammlung an, die die Position der USA im Propagandakrieg des Ersten Weltkriegs widerspiegelt. Nach seiner Rückkehr setzte er seine Sammeltätigkeit fort, nun wertete er allerdings die deutsche Presse unter verschiedenen Gesichtspunkten aus, beispielsweise hinsichtlich des Aufstiegs der Nationalsozialisten in der Weimarer Republik; dabei fand mehr und mehr seine „uneingeschränkte Sympathie“ (S. 125) für die NS-Bewegung ihren Niederschlag.

Erst seit 2012 ist im Germanischen Nationalmuseum eine Kleinorgel vorhanden, die sich auf eine zwischen 1926 und 1931 in Lüneburg entstandene „Kriegsgedenkorgel“ zurückführen lässt. Mit ihrer Geschichte und Bedeutung setzt sich Markus Zepf auseinander. Ihre heutige Form erhielt die Orgel durch einen Umbau in den Jahren 1952 bis 1954, wodurch die bisherige „Gedächtnisorgel“ zwar unterging, die 44 mit Gedenkschriften versehenen Zinnpfeifen jedoch erhalten blieben, sodass die Orgel mit immerhin 23 Gedenkschildern weiterhin auch „an Gefallene des Ersten Weltkriegs [erinnert]“ (S. 178). Johannes Pommeranz berichtet über das nie dem Planungsstadium entwachsene, von dem Direktor der Berliner Nationalgalerie Ludwig Justi ab 1915 erarbeitete Konzept eines in Berlin zu errichtenden „Reichskriegsmuseums“, dessen Grundlage vor allem Kriegssammlungen als zutiefst deutsches Phänomen bilden sollten. Ziel war ein monumentaler Bau, der „nicht nur dem allgemeinen Bedürfnis nach nationaler Repräsentation entsprechen, sondern eine politische Wirkung erzielen [sollte].“ (S. 187) Der Berliner Architekt August Endell, der Bruder des Grafikers Fritz Endell, entwarf

demgemäß ein Modell, das Elemente der Kathedralenbaukunst aufgriff, zudem war beabsichtigt, Paul von Hindenburg als zentralen Kriegshelden in den Fokus der glorifizierend-verklärenden Präsentation zu stellen. Auf diese Weise sollte der Patriotismus zur „neue[n] Religion des deutschen Volkes“ (S. 190) werden – mit entsprechend identitätsstiftender Wirkung.

Den anregenden Band beschließt Thomas Brehm mit seinem Beitrag „Was bleibt vom Krieg?“. In diesem Fragekontext verdeutlicht er die intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg – der nach der verheerenden Niederlage kein deutscher Erinnerungsort zu werden vermochte – aus deutscher Sicht auf nationaler, regionaler wie kommunaler Ebene, bemängelt allerdings völlig zu Recht die herrschende, weitgehend unkritische „Zeitzeugenmanie“ (S. 198), die nicht zuletzt mittels Tagebüchern und Briefen in den Zeitraum 1914 bis 1918 regelrecht „zurückverlängert“ wird. Sein Fazit: Die in diesem Sammelband vorgenommene differenzierte Auseinandersetzung mit ganz unterschiedlichen Objekten des Ersten Weltkriegs vermag trotz deren Singularität durchaus zum Verstehen der Kriegszeit beizutragen, ebenso „sensibler für unsere Gegenwart“ zu machen wie letzten Endes aufzuzeigen, „was am Ende bleibt, wenn jeder sich im Recht wähnt“ (S. 201). Ein Personenregister vervollständigt die gelungene Publikation.

*Steven M. Zablaus*

### **Kirchengeschichte, Judentum**

Thomas Lau und Helge Wittmann (Hrsg.): **Reichsstadt im Religionskonflikt**. 4. Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte, Mühlhausen 8. bis 10. Februar 2016 (Studien zur Reichsstadtgeschichte 4). Petersberg: Imhof 2017. 400 S. mit Abb. € 29,95

Bis heute spielt ihr Selbstverständnis als „Stadt der Reformation“ eine bedeutende Rolle im Selbstbild Nürnbergs. Schon deshalb kann die im Jahr des Reformationsjubiläums 2017 abgehaltene Tagung im Puschkinhaus Mühlhausen zum Thema „Reichsstadt im Religionskonflikt“ auch vom Standpunkt der Nürnberger Stadtgeschichte aus Interesse für sich beanspruchen. Um es vorweg zu sagen: Nürnberg kommt als eigenes Vortragsthema nicht vor, wohl aber gibt es eine Vielzahl von Beiträgen, deren Themen zu Vergleichen mit Nürnberg geradezu einladen.

In seiner historisch von der altsteinzeitlichen Ausgrabungsstätte Göbekli Tepe bis zum modernen Jerusalem weit ausgreifenden Einleitung „Reichsstadt im Religionskonflikt – Eine Vorbemerkung“ (S. 9–20) betont Thomas Lau die hohe Dynamik, die dem Zusammentreffen dichter städtischer Kommunikation mit der emotional-religiösen Aufladung von Konflikten innewohnt und die je nach den Umständen zu den unterschiedlichsten Ergebnissen führen könne: destruktiver Entladung, dynamischen Veränderungsprozessen, fragiler Koexistenz (bzw. friedlicher Ignoranz) oder sogar Stärkung der Einheit des Gemeinwesens. Das Beispiel Jerusalem zeige die Aktualität der Fragestellung.

Die ersten drei Beiträge behandeln den Umgang reichsstädtischer Obrigkeiten mit abweichenden religiösen Minderheiten in der Zeit vor der Reformation. Einen histori-

schen Längsschnitt von 1050 bis in die Gegenwart bietet Christhardt Schrenk „Juden in der Reichsstadt Heilbronn“ (S. 21–42, 4 Abb.), wobei die Jahre 1359–1802/03 – also im Wesentlichen die reichsstädtische Zeit – den Schwerpunkt bilden. – Auf der Grundlage des Gelnhäuser Stadtbuchs als zentraler Quelle zur Haltung der Wetterauer Reichsstädte untersucht Andreas Willershausen „Die Reichsstädte der Wetterau im Zeitalter der Hussitenkriege (1419–1431) – Religiöse und militärische Aspekte“ (S. 43–76, 6 Abb.) die Haltung Friedbergs, Gelnhausens und Wetzlars gegenüber den Anforderungen des Reichs in den Hussitenkriegen, wobei mehrfach vergleichende Seitenblicke zur Haltung Nürnbergs in dieser Situation erfolgen. – Ob sich das in der Reformationsgeschichtsschreibung vieldiskutierte „sakralgenossenschaftliche Selbstverständnis“ der Städte auch schon im Umgang mit vorreformatorischen religiösen Abweichungen beobachten lässt, fragt Ingrid Würth in „Reichsstadt und Häresie im Spätmittelalter“ (S. 77–100, 5 Abb.) am Beispiel des Waldenserprozesses in Straßburg 1400 und der Geisslerprozesse in Nordhausen 1446 und Mühlhausen 1420. Als gemeinsames Merkmal stellt sie die Neigung der reichsstädtischen Obrigkeiten fest, religiös abweichende Gruppen nicht wirklich zu bekämpfen, sondern lieber ihr Vorhandensein unter den Teppich zu kehren.

Die folgenden acht Beiträge befassen sich mit der Reformation selbst. Einleitend gibt Wolfgang Reinhard „Reichsstadt und Reformation“ (S. 101–110) einen Überblick über den Gang der Reformationsforschung von der marxistischen Geschichtswissenschaft (Engels, DDR-Forschung) über die westliche sozialgeschichtliche Forschung (Bernd Moeller) und das seit 1979/88 erarbeitete Netzwerk-Paradigma (Reformation als Kommunikationsprozess) und den mediengeschichtlichen Forschungsansatz bis zur heutigen „Neuen Kulturgeschichte“ mit ihrer Konzentration auf Symbole und Rituale. Als Fallbeispiele werden Augsburg und Nürnberg angesprochen, allerdings nur mit je einem Absatz. Von einem Bildersturm in Nürnberg 1542 zu sprechen und diesen in eine Reihe mit Zürich 1523 und Augsburg 1532 zu stellen (S. 107), erscheint aber doch als eine grobe Verzeichnung. – Werner Freitag „Autonomiestädte und Reich im Zeitalter der Reformation – Das Beispiel Westfalen“ (S. 111–124, 3 Abb.) weist darauf hin, dass nicht nur Reichsstädte, sondern auch Autonomiestädte und sogar Residenz- und Landstädte über einen beträchtlichen Spielraum zur Einführung der Reformation verfügten. Diese Aussage wird am Beispiel der beiden westfälischen Autonomiestädte Münster und Soest überprüft. – Gerald Chaix „Reichsstadt und Konfession“ (S. 125–138) überprüft Tragfähigkeit und Grenzen des Konfessionalisierungsparadigmas im Hinblick auf die Herausbildung und das spätere Nebeneinander verfestigter Konfessionen in den Reichsstädten bis 1648 und darüber hinaus. – Den Einfluss der Reformation auf die (nicht nur) reichsstädtische Grabkultur untersucht Klaus Krüger „Das Bild des Toten im Religionskonflikt – Vom Umgang mit und Wandel der Sepulkralkultur in der Reformationszeit“ (S. 139–160, 6 Abb.). Bei weitgehend gleichbleibender Ikonographie änderte sich die Beschriftung erheblich und konnte auch zur ausdrücklichen konfessionellen Parteinahme verwendet werden. Dagegen waren gelegentliche bilderstürmerische Aktivitäten gegen Grabmäler eher sozial als religiös bedingt. – Den gegensätzlichen Weg der beiden sonst so ähnlichen und eng verbundenen thüringischen Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen kontrastiert Thomas T. Müller „Frühreformation und

Bauernkrieg – Die Thüringer Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen im Vergleich“ (S. 161–176, 4 Abb.). Während der Rat in Nordhausen die lutherische Reformation nahezu geräuschlos einführen und im Bauernkrieg geschickt taktieren konnte, wurde Mühlhausen von heftigen Kämpfen zwischen einem teilweise altgläubigen Rat und einer radikalreformatorischen Opposition erschüttert und nahm führend am Bauernkrieg teil. Als Ursache vermutet Müller das Bestehen (Nordhausen) oder Fehlen (Mühlhausen) humanistischer Traditionen in der Führungselite, lässt die endgültige Antwort auf diese Frage aber offen. – Dass bei ähnlicher Grundproblematik die Reformation auch einen ganz anderen Verlauf nehmen konnte als in Nürnberg, zeigt Michael Matthäus „Die Reformation in Frankfurt – Zwischen Kaisertreue und Protestantismus“ (S. 177–203, 7 Abb.). Im Gegensatz zu Nürnberg war der Rat in Frankfurt aus Rücksicht auf den Kaiser nur sehr zögernd und schrittweise unter dem massiven Druck drohender Volksaufstände zur Einführung der Reformation bereit, und auch das Ergebnis, von Matthäus in der griffigen Formel zusammengefasst: die Lutheraner hätten die Macht, die Katholiken die Kirchen und die Reformierten das Geld, war ein völlig anderes. – Die auffällige Erscheinung, dass in Aachen sowohl die lutherisch-reformierte Ratsmehrheit 1580–1598 als auch der 1598 von einer kaiserlichen Kommission eingesetzte rein katholische Rat sich als kaisertreu verstanden, veranlasst Thomas Kirchner „Welchem Kaiser gehorchten die Aachener? Beziehungen zum Stadtherrn während eines reichsstädtischen Religionskonflikts“ (S. 205–224, 4 Abb.) zur Untersuchung der jeweiligen Kaiserbilder der beiden Parteien. – Christian Helbich „Reichsunmittelbarkeit und *ius reformandi* im Reichskammergerichtsprozess zwischen dem Stift und der Stadt Essen 1568–1670“ (S. 225–252, 9 Abb.) behandelt die unklare Rechtsstellung Essens zwischen Stift, Herzogtum Jülich-Kleve-Berg und Kaiser und ihre Auswirkung auf die reformatorischen Aktivitäten des Rates.

In den letzten vier Beiträgen steht das Verhältnis zwischen den fest ausgebildeten Konfessionen vornehmlich nach 1648 im Mittelpunkt des Interesses. Den etwas bizarren Fall, dass die gleiche Kirche beiden Konfessionen als konfessioneller Erinnerungsort diene, beschreibt Helge Wittmann „*Cuius corpus in hanc incorruptus inter Heterodoxos sub humo latitat Mühlbusii* – Der hl. Hermann als katholischer Erinnerungsort in der protestantischen Reichsstadt Mühlhausen“ (S. 253–287, 10 Abb.). Während die Protestanten alljährlich am Dreikönigstag provokant die Übernahme der ehemals franziskanischen Kornmarktkirche feierten, verehrte die verbliebene katholische Minderheit den Franziskanerheiligen des 13. Jahrhunderts Hermann von Gerstungen, genannt der Mühlhäuser, unauffällig an seinem dortigen Grabe und hielt damit die Tradition vor Ort aufrecht. Aus der literarischen Überlieferung des Franziskanerordens, die von Wittmann minutiös rekonstruiert wird, kehrte das Wissen um den Erfurter Heiligen schließlich in die (jetzt protestantische) Erfurter Geschichtsschreibung zurück. Als die Kornmarktkirche im 18. Jahrhundert profaniert wurde, verlor sie ihr Interesse als Erinnerungsort für beide Konfessionen. – Rolf Hammel-Kiesow „Glaubenspolitik im Vergleich – Die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen in Hamburg und Lübeck im späten 16. und 17. Jahrhundert“ (S. 289–314, 5 Abb.) stellt den Unterschied zwischen den beiden lutherischen Hansestädten heraus. Während in Hamburg der Rat seit 1567 gegen den Widerstand von Geistlichkeit und Bürgerschaft die Aufnahme Glaubensfremder

(Reformierte, Conversos, sephardische Juden und zeitweise anglikanische Merchant Adventurers) in großer Zahl durchsetzte, blieb Lübeck in der hansischen Tradition der Abwehr fremder Kaufleute erheblich restriktiver, ohne die Aufnahme reformierter Glaubensflüchtlinge völlig abzulehnen. – Wie sehr Theorie und Praxis der Parität auseinanderklafften, zeigt Andrea Riotta „Die Parität in Biberach 1649–1825 – Wunschbild und Wirklichkeit“ (S. 315–362, 19 Abb.) anhand der beiden beispielhaften Grundprobleme der katholischen Präzedenz und der Tätigkeit der Kapuziner in der paritätischen Reichsstadt Biberach. Obwohl die Parität auf die Erreichung eines gütlichen Einvernehmens beider Seiten angelegt war, führte sie tatsächlich zur dauerhaften Auseinanderentwicklung in zwei getrennte politische Parallelgemeinden. – Zuletzt schildert Hanspeter Jecker „Täuferturn und Pietismus als Herausforderung für Obrigkeit und Kirche in Bern 1650–1720“ (S. 363–382, 6 Abb.) die beispiellos harte Verfolgung der Täufer bis weit ins 18. Jahrhundert hinein im Landgebiet der ehemaligen (bis 1648) Reichsstadt Bern, beispiellos nicht nur in ihrer Härte, sondern auch in ihrer Gleichzeitigkeit mit dem Auftreten des anfangs ebenfalls unterdrückten Frühpietismus.

In seiner Zusammenfassung der Tagungsergebnisse „Vormoderne Städte und ihre Religionskonflikte – Eine Rückschau“ (S. 383–388) betont André Krischer die spezifisch städtischen sozialen und kommunikativen Dynamiken, die – neben der Affinität der Stadtbürger zu den Inhalten der reformatorischen Lehre – die Dynamik der städtischen (und eben nicht nur der reichsstädtischen) Reformation hervorbrachte. Dagegen sei sowohl das Verhältnis der konsolidierten Konfessionen zueinander als auch das Verhältnis gegenüber abweichenden Gruppen vor der Reformation in erster Linie vom Streben nach pragmatischer Konfliktvermeidung verschiedenster Art gekennzeichnet gewesen, das allerdings seinerseits von Duldung bis zu Segregation oder Vertreibung reichen konnte.

Ein Register und Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren schließen den Band ab.

Insgesamt bietet der Tagungsband einen Einblick in die Fülle der unterschiedlichen Möglichkeiten, wie sich der Übergang zur Reformation und das Zusammenleben verschiedener Konfessionen in deutschen Städten des 15. bis 18., insbesondere aber des 16. und 17. Jahrhunderts gestalten konnten. Neben den Einzelthemen ist es somit insbesondere der vergleichende Aspekt, der seine Lektüre lohnend macht.

*Horst-Dieter Beyerstedt*

Thomas Schauerte: **Dürer als Zeitzeuge der Reformation.** Neuer Geist und neuer Glaube. Katalog zur Ausstellung der Museen der Stadt Nürnberg im Albrecht-Dürer-Haus vom 30. Juni – 4. Oktober 2017 (Schriftenreihe der Museen der Stadt Nürnberg 14). Petersberg: Imhof 2017. 216 S. mit zahlr. Abb. € 19,95

Als Nürnberger Hauptbeitrag zum Reformationsjubiläum 2017 konzipierte Thomas Schauerte im Albrecht-Dürer-Haus die Ausstellung „Neuer Geist und neuer Glaube. Dürer als Zeitzeuge der Reformation“ und verfasste auch den Ausstellungskatalog.

In vier einleitenden Kapiteln erläutert er ausführlich seine Konzeption, die auf den Aussagen seiner Dürer-Biographie von 2012 aufbaut und hier nun entfaltet wird: In Abschnitt I „*Ohne Humanismus keine Reformation*“ – *Dürers Aufbruch* schildert er dessen Beteiligung an der Fortentwicklung des Humanismus in Nürnberg. Unter Federführung von Konrad Celtis wurde dort 1496 eine Poetenschule gegründet, die die Söhne der Oberschicht in die humanistische „Moderne“ bringen sollte. Dürer spiegelte diese Entwicklung in Kontakt mit Celtis mit drei Holzschnitten zu Themen der Antike. Auch die „Sodalitas Staupiciana“, ein theologischer Debattierclub – entstanden im Gefolge der Nürnberger Staupitz-Predigten –, dessen Mitglied Dürer war, war Ausfluss des modernen Bildungsstrebens in der Reichsstadt. Die Berührungspunkte des Künstlers mit dem Reformationsgeschehen arbeitet Schauerte in Kapitel II *Dürers Einstellung zur Reformation nach den Quellen* akribisch heraus durch die Interpretation von knapp 20 Dokumenten – Briefen und Widmungen von und an Staupitz, Luther, Karlstadt, Spalatin, Scheurl, Spengler und Pirckheimer, den schriftlichen Aussagen im Werk des Künstlers (darunter der berühmten „Lutherklage“ von 1521) sowie dem Testament von Dürers Witwe Agnes. Unter Punkt III, mit dem Kampfruf „*Albrecht Dürer gehört uns!*“ *Die kurze Geschichte einer Vereinnahmung* überschrieben, schildert der Verfasser, dass man im 18. Jahrhundert und bis zum Ausbruch des Kulturkampfes im späten 19. Jahrhundert den Nürnberger Reichsstädter Dürer ganz selbstverständlich für einen Protestanten hielt, ihn und seine religiöse Einstellung danach aber meist in kämpferischer Weise für den Protestantismus reklamierte. Mit dem letzten, IV. Abschnitt „...*sed Christianus sum*“. *Dürerwerke zwischen Reformation und Humanismus* schließt sich der Kreis: Schauerte benennt den prägenden Melanchthon-Stich von 1526, der auch Plakat und Katalog der Ausstellung ziert, als wichtigstes Beispiel einer Reformatoren-Abbildung, geht aber mit Recht davon aus, dass die „ikonischen“ Holzschnitte der Apokalypse aus dem Jahr 1498 sowie der „Reuther“ (früher bekannt als „Ritter, Tod und Teufel“) von 1513 auf keinen Fall für eine reformatorische Gesinnung Dürers in Anspruch genommen werden dürfen. Auch für zwei Abendmahlsdarstellungen von 1523 sucht er zu belegen, dass sich „Dürer in der Abendmahls- und Kelchfrage eben nicht bekenntnishaft an seine Zeitgenossen gewandt“ hat (S. 44). Und die „Vier Apostel“ deutet er vor allem als Werke, die dieser zur Bewahrung seiner Memoria („gedechtnus“) dem Rat seiner Vaterstadt geschenkt habe. Insgesamt sieht er Dürer weit mehr vom Humanismus als von der Reformation geprägt, von der er sich ab Mitte der 1520er Jahre mehr oder weniger abgewandt habe, abgestoßen von Bilderstürmen, Bauernkrieg und dem schlechten Benehmen der Nürnberger „Neuprotestanten“. Als wichtigsten Beleg für diese weitreichende Aussage zieht er vor allem Pirckheimers Brief an Johann Tschertte vom November 1530 heran.

An Schauertes umfangreiche und grundsätzliche Ausführungen schließt sich ein Aufsatz von Wolfgang Wüst über *Caritas Pirckheimer als streitbare und intellektuelle Gegnerin der Nürnberger Reformation* an, in dem dieser besonders die „Denkwürdigkeiten“ und andere Korrespondenz der Äbtissin auswertet und dadurch natürlicherweise ein Bild der Nürnberger Reformation aus „altgläubiger“ Sicht zeichnet. Angesichts der intensiven Würdigung, die die Reformationsgeschehnisse in Nürnberg von Seiten der Historikerzunft seit jeher erfahren, scheint mir die Aufnahme nur dieser einen

Detailstudie in den Katalog ein wenig beliebig, zumal Dürer die Schwester seines Freundes Pirckheimer zwar vermutlich kannte und schätzte, Näheres über ihren Kontakt aber quellenmäßig nicht belegt ist.

Der Katalogteil schließlich führt, gegliedert in fünf Abschnitte, die Exponate auf: *Aufbrüche – Humanismus I, Memento mori – Frömmigkeiten, Umbrüche, Memoria – Humanismus II, Dürer – evangelisch? Ein Epilog*. Jedes einzelne der ca. 70 Ausstellungsstücke ist hochwertig abgebildet – wie der Katalog insgesamt eine ausgesprochene Augenweide ist – und ausführlich beschrieben. Eine Gesamtbibliographie rundet den Band ab.

Thomas Schauerte setzt sich anlässlich des Jubiläumsjahres 2017 in Ausstellung und Katalog kenntnisreich, intensiv und dezidiert mit einer Frage auseinander, die heute anachronistisch anmuten könnte, frühere Generationen aber umgetrieben hat: Was glaubte Albrecht Dürer? Welcher Konfession „gehört“ letzten Endes einer der größten Künstler, die Deutschland je hervorgebracht hat? Da Dürer als Zeuge des ungeheuren Umbruchs Reformation an einem der bedeutendsten Orte Deutschlands lebte, war und wäre es – wenn man in konfessionellen Zusammenhängen denken wollte – für den Protestantismus natürlich eine schöne Selbstvergewisserung, gerade diesen Künstler für sich reklamieren zu können, genauso wie es für Katholiken ein Trost im ganzen Reformationswirrwarr sein könnte, dass Dürer sich letzten Endes doch nicht von der römischen Universalkirche abgewandt hat. In Zeiten, in denen sich das Christentum in Deutschland zahlenmäßig auf dem Rückzug befindet, dürfte der historische Rückblick auf das Geistes- und Glaubensleben dieses Heroen der Kultur für das Bildungsbürgertum auch heute noch von Interesse sein.

Gerade weil die überlieferten Quellen kein eindeutiges Bild ergeben und sich manchmal zu widersprechen scheinen, seien Anmerkungen zu einigen Details erlaubt: Schauerte postuliert im Katalogteil, Kurfürst Friedrich der Weise sei als Katholik gestorben, es gebe keinen Beleg für etwas anderes (Kat. Nr. 29). Nun hat aber Spalatin die letzten Stunden Friedrichs am 5. Mai 1525 in einem Brief ausführlich geschildert, auch dass Friedrich keine Letzte Ölung, aber das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen habe (vgl. Ludolphy, Friedrich der Weise, S. 483). Man kann also von einem Bekenntnis Friedrichs zum evangelischen Glauben zumindest auf dem Sterbebett ausgehen.

Eines der spannendsten Ausstellungsstücke, eine Federzeichnung Dürers von 1523, „das letzte Abendmahl“ darstellend (eine Leihgabe aus der Wiener Albertina), fällt auf durch die Ausgestaltung des Weingefäßes als Abendmahlskelch (Kat. Nr. 32). Schauerte hält es für „eher unwahrscheinlich“, dass es sich bei der Kelch-Darstellung um eine theologische Aussage eines utraquistisch orientierten Dürers handele. Jedoch wurde am Gründonnerstag (= 2. April) 1523 (was Schauerte auch anführt, ohne ihm große Bedeutung beizumessen) bei den Augustiner-Eremiten von Prior Wolfgang Volprecht (nicht Wenzeslaus Linck, der war damals Prediger in Altenburg und kam erst 1525 wieder nach Nürnberg) das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt: „Am grunen donerstag haben die Augustiner alhie, ire leihenbruder und andere monch, auch eczlich burger under zweihierlei gestalt communicirt ...“ (Planitz, Berichte aus dem Reichsregiment, S. 419). Könnte Dürer, zu dem Zeitpunkt sicher Anhänger eines utraquis-

tischen Abendmahlsverständnisses (im Sinne Zwinglis) und seit den Tagen der Sodalitas Staupiciana den Augustiner-Eremiten eng verbunden, nicht möglicherweise von diesem Gottesdienst angeregt worden sein, seine Vorstellungen durch die Darstellung eines Abendmahlskelchs in seiner Federzeichnung auszudrücken? Was auch immer ihn inspiriert haben mag: Es scheint mir jedenfalls nicht unwahrscheinlicher, dass er damit seinen Glauben ausdrücken wollte, als dass der abgebildete Kelch keine theologische Bedeutung habe, zumal mir Schauertes Argument von einer gewissen Gefährlichkeit eines solchen Bekenntnisses („in einer angespannten Situation“) nicht zu greifen scheint, hatte doch der ungenehmigte Gründonnerstagsgottesdienst keinerlei negative Folgen für die Augustiner-Eremiten.

Hinsichtlich des „protestantischen Heiligtums“ der „Vier Apostel“ von 1526 entfaltet Schauerte die vielfältigen historischen und aktuellen Theorien dazu unter besonderer Betonung des Memorialcharakters der Bildtafeln ausführlich und überzeugend (S. 44ff. sowie Kat. Nr. 50a); es sei an dieser Stelle aber doch ergänzend der als Aussage über Dürers Glauben wohl nicht unbedeutende Aspekt in Erinnerung gerufen, dass die Apostel, die Bücher bzw. eine Rolle ihrer jeweiligen Schriften in den Händen halten, letztendlich für das Wort Gottes stehen, das die Stadt Nürnberg weiterhin durchsetzen soll (vgl. Arndt/Moeller, Vier Apostel, S. 47, 49).

Was den bereits erwähnten Brief Pirckheimers an Johann Tschertte von 1530 betrifft, der Dürers Abwendung von der Reformation bezeugen soll (Kat. Nr. 52), so heißt es dort: „... Ich weken, das ich anfänglich auch gut lutherisch gewest pin, wie auch unser Albrecht seliger ... aber so man zusicht, hat sich die sach also geergert, das die ewangelischen puben yene puben [= die römischen] from machen“ (Rupprich, Dürer. Nachlass, 1. Bd., S. 285). Inwieweit aber Pirckheimers hier geäußerte nachvollziehbare Enttäuschung über das Verhalten der evangelischen Geistlichkeit in Nürnberg und die Entwicklung der Reformation überhaupt vom zweieinhalb Jahre zuvor gestorbenen Dürer geteilt wurde, ist nicht mehr zu klären, da keine Aussagen von Dürer selbst existieren, ganz abgesehen davon, wie man Pirckheimers Brief quellenkritisch bewertet.

Zu guter Letzt noch eine Anmerkung zu Agnes Dürer: Sie stiftete 1538 in ihrem Testament ein Stipendium (in Form eines Ewiggelds) für Theologiestudenten, die sich nach dem Studium der Stadt Nürnberg bei Bedarf als evangelische Prediger, Pfarrer oder für ein Kirchenamt zur Verfügung stellen sollten (S. 32f.). Wieso es „problematisch“ sein sollte, aus diesem Stipendium auf die religiöse Haltung von Agnes Dürer zu schließen, wie Schauerte postuliert (S. 33), ist mir nicht eingängig. Heißt es doch im einschlägigen „Artickel auss Agnes Albrecht Dürers wittib seligen testament gezogen“: „... si wöllen [das] ewig geltt annderstwo nit hinwennden oder geben, dann den, die da begern zu studiren in der heyligen schryfft vnnd götlichem wort vnnd das sy auch prediger wöllen werden vnnd sonnst nit...“ (Rupprich, Dürer. Nachlass, 1. Bd., S. 234 f.). Mir scheint hier eindeutig eine evangelische Willensbekundung Agnes Dürers vorzuliegen.

Jenseits der konfessionellen Detailwertungen hat Thomas Schauerte ein sehr informatives und spannendes Werk vorgelegt, dem ich eine große Verbreitung wünsche.

*Andrea Schwarz*

**Schulwesen, Bildung, Wissenschaft, Technik**

Wilfried E. Tittmann: **Die Nürnberger Handfeuerwaffen vom Spätmittelalter bis zum Barock.** Der Beitrag Nürnbergs zur militärischen Revolution der frühen Neuzeit. Graz: Akad. Dr.- und Verl.-Anst. 2018. 1218, XLII S. in 2 Teilbd. € 198,-

Ein höchst lebendiger Untoter unter den militärhistorischen Fragen ist die Diskussion um die Militärische Revolution. Wann, wo und weshalb kam es zu den Umwälzungen in Taktik, Truppenzahl und Waffentechnik, die das Bild der Kriegführung nachhaltig veränderten? Wilfried Tittmann hat es in seiner Dissertation nun unternommen, diese Fragen am Beispiel Nürnbergs und seiner Handfeuerwaffen zu untersuchen.

Im ersten Abschnitt seiner Arbeit verfolgt der Autor daher zunächst die Entwicklung der Nürnberger Handfeuerwaffe mit ihren Bestandteilen Lauf, Schäftung und Schloss. So gelingt es ihm etwa, die frühen Nürnberger Kalibersysteme plausibel zu rekonstruieren und eine exakte Terminologie der in Frage stehenden Waffen zu entwickeln. Das hochentwickelte Nürnberger Handwerk habe konkurrenzlos hochwertige Produkte hergestellt, die den Absatz Nürnberger Waffen weit über den Eigenbedarf hinaus ermöglichten. Seine Ausführungen illustriert Tittmann mit einer Vielzahl von Abbildungen der besprochenen Realien, wobei zu jedem (!) Stück die Abmessungen gegeben werden. Dies erleichtert nicht zuletzt dem nicht spezialisierten Leser, eine Vorstellung von den in Frage stehenden Artefakten zu gewinnen.

Der Nürnberger Rat betrieb eine gezielte Politik, Handwerker aus Mangelberufen anzusiedeln, nötigenfalls in bestehende Handwerke zu inkorporieren und eine hohe Qualifizierung sicherzustellen. Er sorgte nicht nur für einen mittels Beschau dokumentierten Qualitätsvorsprung, sondern auch für die „gerechte Nahrung“ der Bürger. Die aufgrund der großen Nachfrage erforderliche Kooperation mit Suhl, das anfangs vor allem Läufe zulieferte, schlug schließlich nicht zuletzt aufgrund des Massenbedarfs in eine Abhängigkeit von Suhler Händlern und Verlegern um.

In einem weiteren Abschnitt stehen im Zentrum von Tittmanns Überlegungen die Folgen waffentechnischer Innovationen für Taktik und Ordnung der mit der oranischen Heeresreform auf neue Grundlagen gestellten Truppen. Die Fußsoldaten konnten die epochal neue Feuertaktik des Streufeuers anwenden und als geschlossener taktischer Körper auftreten. In diesem Punkt mag der Autor die Wirkung der auf neue Art eingesetzten Handfeuerwaffen, er verwendet hier den Begriff „Feuersturm“, etwas hoch bewerten. Für die Kavallerie vereinigte insbesondere die Innovation des Radschlusses als entscheidender Teil einer jederzeit einsatzbereiten Schusswaffe Nürnberger Witz, versiertes Schlosserhandwerk und spezifische Rohstoffsituation, die es nur in der Reichstadt gab. Mit der Radschlosspistole in der Hand niederdeutscher Junker konnte sich ein Reitertyp entwickeln, der lange Zeit das Schlachtfeld beherrschte.

Aus seiner stupenden Detailkenntnis der Waffenentwicklung und den daraus erwachsenden taktischen Folgen entwickelt Tittmann schließlich eine Revision der bisherigen Forschung. Er erweist sich hier als wortmächtiger Rufer im Streit um die Militärische Revolution und übt teilweise Fundamentalkritik an bisherigen waffenhistorischen Fehlinterpretationen und den daraus resultierenden Einschätzungen. Seine revidierte

Sicht beschränkt die Militärische Revolution auf den Landkrieg, verortet sie im Reich als ihrem Kerngebiet, weniger in Frankreich, Italien oder Spanien, und schon gar nicht in England und grenzt sie auf die Zeit von 1450 bis 1660 ein. Nürnberg habe als der wichtigste, ja entscheidende Standort technologisch fortschrittlichen, spezialisierten und innovativen Handwerks dabei eine nicht zu überschätzende Rolle gespielt.

Nicht nur für die Militär- und Waffengeschichte leistet diese akribische und materielle Untersuchung einen wichtigen Beitrag, der man auch die Wahrnehmung durch die englischsprachige Forschung wünscht. Jeder, der sich mit der Waffentechnik des Betrachtungszeitraums, der Geschichte des Nürnberger (und Suhler) Handwerks und Handels oder der Stellung Nürnbergs im Reich beschäftigt, wird an diesem gewichtigen Werk nicht vorbeigehen können.

*Klaus Roeder*

### Personen und Familien

Franz Fuchs (Hrsg.): **Hartmann Schedel (1440–1514)**. Leben und Werk. Akten des gemeinsam mit dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, dem Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg und dem Stadtarchiv Nürnberg am 28./29. Oktober 2014 veranstalteten Symposiums im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (Pirckheimer-Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 30). Wiesbaden: Harrassowitz 2016. 301 S. mit Abb. € 39,80

Schon 1993 hatte die Pirckheimer-Gesellschaft aus Anlass des 500. Erscheinungsjahrs der Schedelschen Weltchronik ihrem Verfasser Hartmann Schedel eine Jahrestagung gewidmet, die sich in erster Linie mit der Chronik selbst befasste. Die jetzige, aus Anlass des 500. Todestages Hartmann Schedels am 28. November 1514 veranstaltete Tagung wollte dagegen eine Gesamtsicht auf Leben, Werk und soziales Umfeld des Arztes und Humanisten bieten. Die Vorbereitung des Symposiums war mit den Planungen der Bayerischen Staatsbibliothek für die Ausstellung „Welt des Wissens“, einer Auswahl besonders wertvoller Stücke aus der Privatbibliothek Hartmann Schedels, abgestimmt.

Die ersten drei Beiträge des Bandes beleuchten das soziale und familiäre Umfeld Hartmann Schedels. Die soziale Herkunft Hartmann Schedels untersucht Walter Bauernfeind „Nachbarschaft und Hausbesitz der Familie Schedel im 14. und 15. Jahrhundert“ (S. 9–26, 7 Abb.) anhand der Wohn- und Besitzgeschichte der Familie Schedel, deren Wohnsitze vom 14. bis 15. Jahrhundert in immer exklusivere Wohnlagen hineinwanderten. Ganz nebenbei gibt Bauernfeind damit auch eine kompakte Einführung in die Sozialtopographie der Nürnberger Herrschaftselite vom 14. bis 16. Jahrhundert, die sich zunächst im Egidien- und Salzmarktviertel der inneren Sebalder Altstadt konzentrierte und ab ca. 1500 auch die Nachbarschaft der Lorenzkirche für sich entdeckte. – Analog zu seiner Sammlung und Auswertung von Material zur Weltgeschichte sammelte Hartmann Schedel auch Material zu seiner Familiengeschichte und wertete es in einem Familienbuch aus, dessen Hauptzeuge heute eine Abschrift von 1552 in der Staatsbibliothek Berlin ist. Das am Vorbild patrizischer Geschlechterbücher orientierte Familienbuch ist vermutlich das erste Familienbuch des deutschsprachigen Raumes für

ein bürgerliches Geschlecht. Rainer Scharf „Hartmann Schedels Familienarchiv in seinem ‚Liber genealogiae et rerum familiarum‘“ (S. 27–51) stellt die Einträge des Buches vor, gegliedert nach den Sachgruppen Testamente, Leibrentengeschäfte, Immobiliengeschäfte, Promotionsurkunden, Bücherkatalog (über 667 Bände), Urkunden über geistliche Stiftungen, Bruderschaften und Indulgentien, Heiratsbriefe und Verzeichnis der Tafelgeschirre. – Mit den Nachkommen Hartmann Schedels beschäftigt sich Bertold Frhr. von Haller „Sebastian Maria von Schedel (1494–1541). Kastner, Pfleger, Klosterpächter“ (S. 53–74, 9 Abb.). Über den jüngsten Sohn Hartmann Schedels und seiner zweiten Frau Magdalena Haller liegt eine biographische Skizze aus der Hand seines Sohnes Melchior Schedel vor; er durchlief eine städtische Ämterlaufbahn und verfügte über ein beträchtliches Vermögen an Grundbesitz. Der Beitrag wird ergänzt durch Kurzbiographien seiner drei Kinder Sebastian, Barbara (verheiratete Grüner) und Melchior (des Verkäufers der Bibliothek) und dessen Söhnen und Enkeln, mit denen das Geschlecht 1669 erlosch.

Das gegenüber seiner Tätigkeit als Humanist weniger beachtete berufliche Wirken Hartmann Schedels als Arzt behandelt Bernhard Schnell „Hartmann Schedel als praktischer Arzt. Zum medizinischen Alltag im Spätmittelalter oder: Die Schwierigkeit, mittelalterliche medizinische Texte zu deuten und zu werten“ (S. 75–86). Hartmann Schedel ist der wohl am besten bekannte Arzt des Mittelalters. Der Beitrag beschreibt am Beispiel eines von Hartmann Schedel ausgestellten Rezepts aus seiner Zeit als Stadtarzt in Nördlingen die Probleme der Interpretation medizinischer Quellen des Mittelalters und die verschlungenen Wege, die sie doch noch zum Sprechen bringen können. Trotz des Fehlens der jeweiligen Indikation (Nennung der Krankheit, für die das Rezept ausgestellt wurde) sind die umfangreichen Rezeptbücher Schedels eine herausragende, aber noch kaum genutzte Quelle zur Medizingeschichte des Mittelalters.

Im Gegensatz zu anderen Aspekten der Entstehung der Schedelschen Weltchronik ist der Teilbereich der Textentstehung nur sehr unzureichend dokumentiert. Außer dem Endtext und den Druckvorlagen liegen nur zu drei (von insgesamt über 2000) Artikeln bruchstückhafte Zeugen vor: zu den Stadtbeschreibungen von Nürnberg und Bamberg und zur Sebalduslegende. Aus ihrer akribischen Interpretation und Zusammenschau rekonstruiert Bernd Posselt „Hartmann Schedel schreibt Geschichte. Die Entwürfe für die ‚Schedelsche Weltchronik‘“ (S. 87–124; Anhang: Entwürfe und Druckfassungen; 4 Abb.) ein differenziertes Bild der unterschiedlichen Vorstufen und der Arbeitsverfahren Schedels von der selbständigen Textabfassung bis zur unmittelbaren Kompilation aus vorliegenden Quellen. – Als eine Ehrenrettung des Lösungsschreibers und Übersetzers Georg Alt gegen die herabsetzende Kritik Conrad Celtis‘ versteht sich Claudia Wiener „Arbeit am Text: Georg Alts und Hartmann Schedels lateinisch-deutsche Literaturprojekte“ (S. 125–144). Durch eine genaue Untersuchung der Übersetzung der „Europa“ des Enea Silvio Piccolomini in der Schedelschen Weltchronik, von Vorarbeiten für das Nürnberg-Kapitel der Weltchronik und der Übersetzung der „Norimberga“ des Conrad Celtis zeigt Wiener die philologisch und inhaltlich akribische Arbeitsweise Alts und seine einfühlsame Orientierung auf die jeweilige Rezipientengruppe. – Klaus Arnold „Sebald Schreyer (1446–1520) als Kontrahent Hartmann Schedels, Förderer

des Humanismus und der Sebaldverehrung in Nürnberg“ (S. 145–211, 3 Abb.) klärt zunächst das nur aus Indizien rekonstruierbare tiefgehende Zerwürfnis, das zwischen dem 23. Mai und 12. Juli 1493 aus der Unzufriedenheit des Geldgebers Schreyer mit der chaotischen Arbeitsweise Schedels erwachsen ist und das dazu geführt hat, dass Schreyer den Kompilator des Textes aus der Autorschaft der Weltchronik verdrängt hat. Im zweiten Teil des Beitrags gibt Arnold einen Überblick über Leben und Werk Schreyers, die seinerzeit berühmte künstlerische Ausgestaltung der Vorderstube seines Hauses, sein literarisches Mäzenatentum, seine Tätigkeit für die Reichsstadt Nürnberg (einschließlich seiner Förderung des Sebalduskultes) und sein gemeinsam mit Peter Dannhauser geplantes Projekt einer illustrierten Anthologie römischer Texte „Arche-typus triumphantis Romae“. Eine dreiseitige Literaturzusammenstellung sowie eine umfangreiche Edition von Dokumenten zum Leben Sebald Schreyers (die lateinischen Texte ohne Übersetzung) schließen den Beitrag ab.

Die letzten zwei Beiträge behandeln die Hinterlassenschaft Hermann und Hartmann Schedels in der Stadtbibliothek Nürnberg und in der Bayerischen Staatsbibliothek München. Als Sammelbecken der Buchbestände zahlreicher Nürnberger Institutionen (Klöster, Ratsbibliothek), denen Hermann Schedel Bücher vermacht hatte, verfügt die Stadtbibliothek Nürnberg heute über einen umfangreichen Bestand an Schedeliana. Christine Sauer „Handschriften und Inkunabeln aus dem Besitz Hermann und Hartmann Schedels in der Stadtbibliothek Nürnberg“ (S. 213–256, 11 Abb.) beschreibt die 4 Handschriften und 26 Bände mit 31 Inkunabeldrucken aus der Bibliothek Hermann Schedels sowie die weiteren 5 Inkunabeln aus dem Besitz Hartmann Schedels, die ebenfalls den Weg in die Stadtbibliothek gefunden haben. Vorangestellt sind allgemeine Darlegungen zur Geschichte dieser Bücher und ihrer Identifikation, zum Buchschmuck und den von Schedel angewendeten Methoden zur Ordnung und Erschließung seines Materials. – Für Hartmann Schedel dienten seine Bücher auch als Aufbewahrungsort für Bilder, Briefe und Notizen aller Art, die er an passender Stelle einlegte. Diese wurden im 18. und 19. Jahrhundert häufig entnommen und tauchen seitdem immer wieder neu auf. Bettina Wagner „Schedae Schedeliana. Neu aufgefundenene Notizzettel und Briefe von Hartmann und Hermann Schedel in der Bayerischen Staatsbibliothek München“ (S. 257–288, 2 Abb.) stellt den Inhalt zweier Mappen mit 32 bzw. 7 Stück teilweise schon seit dem 18. Jahrhundert entnommener Zettel vor, die im Zuge der Ausstellungsvorbereitungen zum 500. Todestag Hartmann Schedels neu aufgefunden wurden, gibt einen Überblick über ihre Inhalte und ihren Aussagewert und eine ausführliche bibliographische Beschreibung aller Einzelzettel.

Eine Miscelle von Franz Fuchs „Zur Biographie des Lösungschreibers Georg Alt (†1510)“ (S. 289–298) schließt den Band ab. *Horst-Dieter Beyerstedt*

Inés Pelzl: **Veit Stoß. Künstler mit verlorener Ehre** (Kleine bayerische Biografien). Regensburg: Pustet 2017. 149 S. mit 20 Abb. € 12,95

Der schmale Band zu Leben und Werk des herausragenden Bildschnitzers ist seit der 1990 im Pannonia-Verlag Freilassing erschienenen Monographie von Johannes Goldner

(Kleine Pannonia-Reihe) und dem Beitrag Ulrich Södings in der 2012 erschienenen Sammlung „Große Gestalten der bayerischen Geschichte“ die erste, kurzgefasste Monographie nach biografischem Zuschnitt für einen allgemein interessierten Leserkreis. Auf der Grundlage der wichtigsten Forschungsliteratur behandelt er den Lebensgang von Veit Stoß (um 1450–1533) von seiner vielfach vermuteten, aber nach wie vor nicht bewiesenen Herkunft aus Horb am Neckar über die anhand von spärlichen Quellen belegte erste Nürnberger Periode und die 19 Jahre währende Krakauer Zeit bis zum letzten, knapp vier Jahrzehnte umfassenden Lebensabschnitt von der Rückkehr des Künstlers aus Polen in die Reichsstadt 1496 bis zu seinem Tod.

Besonders instruktiv wird dabei die soziale und kommunalpolitische Situation Krakaus referiert, die sowohl die Auftragsvergabe an Stoß als auch seinen Entschluss zur Rückkehr nach Nürnberg kontextualisiert. Gleiches gilt für die Schilderung des politischen und künstlerischen Milieus der Reichsstadt. Ein Schwerpunkt liegt, dem Untertitel der Schrift entsprechend, auf den Geldgeschäften des seit der Krakauer Periode finanziell gutgestellten und in höchstem Maße unternehmerisch agierenden Bildhauers, der bekannten Fälschung eines Wechsels wenige Jahre nach seiner Wiederansiedelung in Nürnberg sowie dem langwierigen diese Verfehlung ahndenden Prozess. Zudem wird der sich daran anschließenden, nach dem Schwiegersohn von Stoß benannten Trummerfehde mit der reichsstädtischen Regierung und den Gläubigern, schließlich den daraus resultierenden Verwerfungen mit zunächst gedungenen und später beklagten Adligen der angemessene Raum geschenkt. Diese außerordentlich komplizierte und verworrene Angelegenheit auf der Grundlage älterer Quellenstudien und -editionen ebenso allgemeinverständlich wie spannend zu erzählen, gehört zu den Verdiensten der Publikation.

Dass sich der Fokus darüber hinaus auf die von schriftlichen Quellen sowie überlieferten Werken gut nachvollziehbare zweite Nürnberger Periode richtet, ist naheliegend. Im Wesentlichen orientiert sich die Schilderung dabei an der Entstehungsabfolge der erhaltenen Bildwerke; kürzere Ausführungen gelten den Tafelgemälden am Hochalterretabel in Münsterstadt und den Kupferstichen. Leider gleicht dieser Abschnitt partiell einer Abfolge von Objektbeschreibungen, die die Stringenz eines Lebensbildes vermissen lässt. Ein wie zuvor berichtender Duktus und eine komprimierte Charakterisierung der enormen künstlerischen Qualitäten sowie Innovationspotentiale, die sich in diesen Werken äußern, wären hier sinnvoller gewesen.

Bedauerlicherweise ist der Text daneben von einer Reihe an Ungenauigkeiten durchzogen, die den am Leben von Stoß Interessierten vielleicht weniger stören; jenen, dem diese Zeit und die Persönlichkeit geläufig sind, aber umso mehr. Dies hätte sich verhindern lassen, wenn über die unmittelbar zum Künstler selbst erschienene Literatur hinaus in den letzten beiden Jahrzehnten verfasstes Schrifttum zur Nürnberger Kunstgeschichte konsultiert worden wäre. So ist die Figur des Erzengels Michael in der Lorenzkirche längst, unter anderem in der Dissertation von Stefan Roller, überzeugend der Vermutungen um die Stoß'sche Autorschaft entzogen worden. Und dass der Kruzifixus in der Nürnberger Burgkapelle hinsichtlich Stil und Schnitztechnik kein Werk von Stoß ist, hat zuletzt Eike Oellermann stichhaltig dargelegt. In dieser Hinsicht ist das Buch daher betrüblicherweise bereits mit dem Erscheinen veraltet. Auch die vom Reta-

bel der Stadtpfarrkirche von Schwaz überlieferten Figuren der Kreuzigungsgruppe im Civico Museo Sartorio von Triest hätten einer Erwähnung bedurft.

Ob eine auf einen breiten Leserkreis zielende Publikation Begriffe wie Losunger, Losungsstube oder Anniversarienbuch nicht umfassend erklären müsste, sei dahingestellt. Weniger entschuldbar sind dagegen einige, vermutlich auf die Unkenntnis historischer Gegebenheiten zurückzuführende Fehler wie die Annahme eines „einfachen Tischaltars“ im Chor der Krakauer Marienkirche vor dem Erdbeben von 1442. Mit Sicherheit stand auch bis dahin, wie kanonisch vorgeschrieben, an dieser Stelle ein Altar aus Stipes und Mensa mit einem wie auch immer gestalteten Retabel. Die Liturgiesprache, um ein anderes Beispiel zu nennen, war seinerzeit prinzipiell Latein; der „polnischsprachige Gottesdienst“ in der Krakauer St. Barbarakirche kann daher im höchsten Fall den Sermon, die Predigt, meinen. Grundsätzlich tun solche Marginalien der Gesamtleistung der Schrift sicher nur geringen Abbruch, wenn sie nicht, wie man vielfach erlebt, in der folgenden Literatur unbedacht fortgeschrieben würden.

*Frank Matthias Kammel*

Julia Halbleib: *Eruditio und pietas*. Die Lebensbilder des Nürnberger Propstes Anton Kress (1478-1513) (Nürnberger Werkstücke 75). Neustadt an der Aisch: Ph. C. W. Schmidt 2017. X, 452 S. mit Abb. € 36,-

In der jüngeren Vergangenheit ist in verschiedenen Monographien die Bedeutung betont worden, die soziales Gedächtnis bei der Konstitution der Nürnberger Stadtgesellschaft im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit innehatte. Hierbei wurde der Fokus u.a. auf Stiftungspraktiken (Corine Schleif: *Donatio et memoria*. Stifter, Stiftungen und Motivationen an Beispielen aus der Lorenzkirche in Nürnberg, München 1990), Memoria als Vehikel der Repräsentation eines Geschlechts (Christian Kuhn: *Generation als Grundbegriff einer historischen Geschichtskultur*. Die Nürnberger Tucher im langen 16. Jahrhundert, Göttingen 2010) oder die Ausbildung neuer literarischer Gattungen mit spezifischem Gedächtnisbezug (Matthias Kirchhoff: *Gedächtnis in Nürnberger Texten des 15. Jahrhunderts*. Gedenkbücher – Brüderbücher – Städtelob – Chroniken, Nürnberg 2009) gelegt. Es ist vor diesem Hintergrund ein neuer Akzent und hoch willkommen, dass die nun vorgelegte Würzburger Dissertation Julia Halbleibs den Fokus darauf richtet, die literarische Konstruktion von Gedächtnis anhand von auf *eine* Person gerichteten Texten zu untersuchen. Dies beinhaltet zum einen, dieses Corpus zu analysieren, zu kontextualisieren und zu deuten, zum anderen, es zu edieren und zu übersetzen. Dass es sich bei diesem aufwändigen Projekt um eine exemplarische Untersuchung handelt, verdeutlicht der durchaus ambitionierte Anspruch, „die literarischen Strategien zur Personendarstellung in der Frühen Neuzeit sowie die Figurenkonzeption anhand von Textanalysen“ (S. 22) herausarbeiten zu wollen.

Halbleib betrachtet in ihrer Arbeit ausführlich mehrere „Lebensbilder“ des 1513 verstorbenen Anton Kress, des Propstes von St. Lorenz und Leiters der dortigen Pfarreischule. Diese Werke – lateinische Dichtungen aus verschiedenen, ursprünglich antiken Gattungen sowie deren frühneuhochdeutsche Übersetzungen – wurden zwischen 1513

und 1515 in der mehr oder minder unmittelbaren Folge des Todes Kressens verfasst: Es handelt sich um das *Epicedion* des Johannes Cochläus (1513) und seine anonyme Übersetzung, ferner die *Elegia* des Benediktus Chelidoniumus (1513) und die *Vita Anthonii Kressen* von Christoph Scheurl (1515) sowie zwei Übersetzungen dieser *Vita*, die von Scheurl selbst und einem Anonymus stammen. Diese Werke sind in der Forschung insgesamt wenig, als Corpus noch gar nicht beachtet worden.

Halbleib geht in ihrem Untersuchungsteil sehr strukturiert vor, mitunter auch – wie bei der öfters begegnenden Kategorie „Kommunikative Leistung“ – an der Grenze zur Schematik. Ausgiebig werden v.a. die lateinischen Texte (nach Ausführungen zu Autor und Text) im Hinblick auf Gattungs- und Intertextualitätsreferenzen, Rhetorik und Struktur analysiert, anschließend stellt die Verfasserin die unmittelbare Funktion und Rezeption des Werkes ausführlich dar. Die frühneuhochdeutschen Übersetzungen werden insbesondere in den Übersetzungsdiskurs der Zeit (wörtlich vs. sinngemäß) eingeordnet, entsprechend auf die sprachliche Realisation und ihre kommunikative Funktion geprüft. Halbleib gelingt es dabei jedenfalls, ihre zentrale These zu plausibilisieren, dass es sich bei den Darstellungen des Propstes um unmittelbar funktionsgebundene, stark topische Konstrukte handelt, in denen die Kategorien der Gelehrsamkeit und vorbildlichen christlichen Lebensführung zentral stehen. Anton Kress wird, so der einleuchtende Befund Halbleibs, „als personifizierte Union von *eruditio* und *pietas* und damit als Ideal des christlichen Humanismus entworfen“ (S. 238f.). Sämtliche Autoren gestalten also – bei deutlich herausgearbeiteten eigenen Anliegen, u.a. Berufsambitionen und Selbstdarstellung – das stilisierte Bild eines vorbildlichen Geistlichen und Freundes der Gelehrsamkeit, indem sie auf antike Sprach- und Gattungsmuster zurückgreifen und diese in der Manier v.a. italienischer Humanisten neu akzentuieren.

Die Vorteile der Arbeit Halbleibs liegen deutlich zutage, einige seien noch einmal betont: Der Blick auf Gedächtnispraktiken in Nürnberg um 1500 wird durch eine Untersuchung bereichert, die sich der Funktion und Gestalt von Memoria in Bezug auf eine Person widmet. Die Ergebnisse der wünschenswert eng an den Primärtexten arbeitenden Untersuchung sind im Kern plausibel und werden gut nachvollziehbar dargestellt; einige Texte, die der Forschung bisher nur schwer zugänglich waren, können dank der Grundlagenarbeit Halbleibs zukünftig stärker als bisher berücksichtigt werden. Gerade in Details vermögen viele Passus zu überzeugen, etwa S. 154f. zum Hexastichon des Cochläus auf den verstorbenen Anton Koberger als „Folie und Vergleichsgröße“ (S. 155) für Kress. Bei manchen höchst interessanten Aspekten der Arbeit wie dem Werbezettel des Druckers Friedrich Peypus (S. 172) würden wir uns eine umfangreichere Darstellung wünschen. Besonders gelungen kommt uns auch die Darstellung zum Verbot der *Vita* und der Hintergründe vor (S. 273–279). Insbesondere ist der Aufwand zu betonen, den die Editionen bereitet haben mögen: Ein Abgleich z.B. der Reproduktionen im gut gestalteten Bildteil mit den Transkripten zeigt deutlich, wie gründlich und kenntnisreich gearbeitet wurde. Der Forschung werden damit verlässliche Grundlagen für eine wünschenswerte weitere Untersuchung des Corpus Halbleibs geboten. All dies sind große Verdienste der vorliegenden Arbeit.

Gleichwohl gibt es einiges zu kritisieren: Dies scheint uns v.a. folgende Bereiche zu betreffen:

1) Das Verhältnis von Aufwand und Anspruch einerseits, den Resultaten andererseits ist ungünstig. Dass sich humanistische Gedichte des frühen 16. Jahrhunderts in hohem Maße an allerlei antiken Mustern orientieren, ist weder so unbekannt noch so überraschend, dass man nicht auch deutlich weniger als ca. 300 Seiten Untersuchungsteil verwenden könnte, um Halbleibs Ergebnisse ebenso fundiert zu erzielen – zumal in manchem die vorherige Forschung bestätigt wird (S. 328). Zudem scheint uns fraglich, ob der oben zitierte, allgemeine Anspruch der Arbeit, die „Personendarstellung der Frühen Neuzeit“ näher zu beleuchten, aufgrund des speziellen sozialen und intellektuellen Milieus der Verfasser und ihrer Leserschaft mit dem Vorgelegten so weitgefasst eingelöst werden kann.

2) Die Position dieser (nominell altgermanistischen) Arbeit zwischen den Methoden der Literatur- und Geschichtswissenschaft bleibt eigentümlich unentschieden. Halbleib „verrechnet“ immer wieder ohne nähere Reflexion historische *facta* mit der gattungs- und funktionsbedingten humanistischen „Schemaliteratur“ (etwa S. 70f., 87, 189, 191, 226), obwohl ihr sehr wohl bewusst ist, dass es den Verfassern „nicht in erster Linie um historische Tatsachen, sondern um Stilisierung geht“ (S. 76f.). Umgekehrt bringt Halbleib öfters literaturwissenschaftliche Ansätze und Begriffe ein, die weder definiert werden noch erfolgversprechend scheinen oder weiterverfolgt würden (Diskurs, Intertext, Kommunikation); exemplarisch die folgende, einigermaßen banale und überflüssige Theorieprojektion: „Schließlich stellt sich die Frage, ob es sich bei der Sprecherinstanz denn tatsächlich um den Autor handelt? Geht man quellenkritisch mit den Aussagen des Textes um, so wird relativ schnell deutlich, dass es sich bei dem Ich-Sprecher des Textes tatsächlich um den historischen Christoph Scheurl handeln muss“ (S. 251).

Schließlich bemängeln wir 3) die oft geringe Qualität der Arbeit in Bezug auf Sprache, Formalia, aber auch argumentative Stichhaltigkeit. Was ist z.B. von der Aussage zu halten, Scheurl habe „erst ab den dreißiger Jahren, genauer gesagt 1523 mit dem *Scheurlbuch* begonnen“ (S. 266)? Gravierende Grammatikfehler (S. 261, Anm. 1241 und 320f.), breit gestreute Rechtschreib- und Ausdrucksschwächen, Fehler beim Satzatz (S. 61f., 326), bei der Zitation (Corine Schleifs Monographie heißt nicht „*Damnatio [!] et Memoria*“, S. 17), veraltete Abrufdaten (S. 252), häufige Spekulationen (z.B. S. 220 oben) und v.a. massierte Wiederholungen deuten darauf hin, dass bei der abschließenden Herstellung des Textes zu wenig Sorgfalt gewaltet hat. Exemplarisch: „Allgemeingut der antiken Literatur ist schließlich die Aussage, dass der Mensch nichts als eine Wasserblase, der Tod allen gemeinsam sei. Bei diesem Trostmotiv handelt es sich um kein epicedienspezifisches Argument, sondern um Allgemeingut der antiken Literatur.“ (S. 68).

Halbleibs Arbeit ist, dieser Kritikpunkte unerachtet, im Kern ein gründlich erarbeitetes Werk mit klar formulierten Ansätzen und Untersuchungsanliegen, einer übersichtlichen Vorgehensweise sowie auch und gerade im Detail einleuchtenden und gut belegten Ergebnissen. Es liegt damit eine Untersuchung vor, welche sich vorzüglich in die Forschungslandschaft zur Nürnberger Gedächtnisbildung um 1500 einpasst und daher zu begrüßen ist.

Sonngard Dieterle / Matthias Kirchhoff

Werner Wilhelm Schnabel: **Nichtakademisches Dichten im 17. Jahrhundert.** Wilhelm Weber, „Teutscher Poet vnd Spruchsprecher“ in Nürnberg (Frühe Neuzeit 212). Berlin u.a.: de Gruyter 2017. XII, 746 S. mit. Abb. € 149, 95

Vor etwa 40 Jahren kursierten in Schüler- und Studentenkreisen Zweizeiler, die stets mit den Worten begannen: „Paulus schrieb ...“, worauf dann als Ende des ersten Verses – und damit auch als Vorschrift für den Reim am Ende des zweiten – entsprechend den historischen Vorbildern zu Rom, Thessaloniki oder Ephesus moderne, und damit nicht-biblische Adressaten folgten. Größere Bekanntheit erhielt dieser Ulk durch Robert Gernhardt, der 1981 einige Paulus-Verse veröffentlichte („Wörtersee“, darin z.B.: „Paulus schrieb an die Apsatschen ...“). Den Wenigsten dürfte jedoch bekannt sein, dass das früheste bekannte Beispiel einer solchen Paulus-Reimerei von dem Nürnberger Spruchsprecher Wilhelm Weber (1602-1661) stammt: Als bei einer Hochzeit die Gäste begannen, die Gläser an die Wand zu werfen, beruhigte Weber die Situation mit den Worten: „Paulus schreibt an die Epheser/ Jhr Herren seydt lustig / brecht aber keine Gläser.“ (Schnabel, Text A55.)

Werner Wilhelm Schnabel hat mit seiner hier vorgestellten Arbeit diesen Vertreter einer, wie der Titel schon klarstellt, nichtakademischen Dichtkunst zum Anlass genommen, nicht nur Leben und Werk eines Spruchsprechers zu beleuchten, sondern auch dessen Verortung im politischen und gesellschaftlichen Milieu der Reichsstadt Nürnberg zu untersuchen. Der Spruchsprecher war, wie der Autor zeigen konnte, eine ‚Nürnberger Spezialität‘. Schon in diesem Zusammenhang ist durchaus Neues zu entdecken: So war das „Amt“ eines Spruchsprechers nicht Amt im Sinne einer Anstellung bei der Stadt, sondern muss besser als Status der Privilegierung verstanden werden (S. 55). Auch die Frage nach der Verschmelzung der ‚Ämter‘ des Vortänzers bei den Hochzeiten, bzw. des so genannten Hegelein, und des Spruchsprechers wird hier diskutiert (S. 51–53). Weiter ist von Bedeutung, woher ein Nichtstudierter das historische und geographische Wissen haben konnte, das in Webers Arbeiten nachweisbar ist; Weber war zeitweilig als Dockenmacher tätig. Hier fördert Schnabels Arbeit eine unerwartete Bandbreite an „Lektüren und Anregungen“ Webers zu Tage (S. 28–40).

Sowohl die Darstellung der biographischen Zusammenhänge als auch die wissenschaftliche Einordnung der Werke Webers sind auf eine durchaus unterhaltende Weise formuliert – was angesichts des Themenbereichs vielleicht nicht jeder Leser erwartet hätte.

Weber selbst hat etliche seiner Werke im Druck veröffentlicht; von Bedeutung ist hier die anscheinend von ihm geschaffene Gattung der regelmäßig erschienenen Neujahrswünsche, die zur Erhöhung ihrer Attraktivität auch mit Titelpupfern geschmückt waren, welche die vorliegende Edition der Texte Webers erfreulicherweise mit abdruckt.

Schnabel gelang es, aus erhaltenen Drucken sowie aus handschriftlicher Überlieferung von Texten Webers insgesamt 56 gesicherte – darunter auch verlorene – Werke zu versammeln (Siglen A1 bis A55 – zuzüglich A1a), weitere fünf Texte konnte er ihm zuschreiben (B1 bis B5). Zur Abrundung wurden noch zwei Texte anderer Autoren mit

aufgenommen, welche das Nachleben Webers dokumentieren (C1 und C2). Die Edition der Texte, deren Richtlinien der Autor auf den Seiten 254 bis 262 preisgibt, ist muster­gültig, die drucktechnische Darstellung inklusive Apparat ansprechend und übersicht­lich gestaltet. Hervorzuheben sind neben den Worterläuterungen vor allem die ausführ­lichen Kommentierungen der Texte, die zum Verständnis historisch gebundener Fakten unerlässlich sind. Schnabel hat auch hier ganze Arbeit geleistet: Seine Erläuterungen erstrecken sich auf erwähnte Personen, Ereignisse, erwähnte Örtlichkeiten – Weber beschreibt mehrfach den Weg, den er zum eigentlichen Ort des zu schildernden Ereig­nisses gegangen ist – und dergleichen mehr.

Wir dürfen in diesem Zusammenhang vielleicht doch eine kleine Ergänzung mit an­bringen, welche durchaus nur als Zeichen der Wertschätzung der vorgelegten Arbeit verstanden werden soll: Bei dem Text über den Herrenschießgraben aus dem Jahre 1647 (A33) beschreibt Weber die Wappen der sechs Alten Herren des Rates, unter deren Regierung das Herrenschießhaus errichtet worden war, nennt ihre Namen sowie den des damaligen Ratsbaumeisters Tobias Tucher, den er irrig mit zu den Sieben Alten Herren zählt (Verse 125–135). Diese Wappen und Namen befanden sich seinerzeit in Stein gehauen an einer im Schießgraben aufgestellten Inschrift, heute im Germanischen Nationalmuseum (Inventarnummer A3763. Auch die dortige Objektbeschreibung – <http://objektkatalog.gnm.de/objekt/A3763> – differenziert nicht zwischen dem Register mit den Wappen der damals eben nur sechs Alten Herren und dem Wappen des Bau­meisters, der lediglich Alter Genannter war). Weber hat hier also einfach beschrieben, was damals im Herrenschießhaus vor Augen gewesen ist. *Helge Weingärtner*

Franz Reitinger / Hans Joachim Schollenberger: **Johann Jakob Schollenberger**. (1646–1689). Nürnberg und die Bildproduktion der Kunstverlage des Barock. Werk­biographie eines Verschollenen. Regensburg: Schnell + Steiner 2018. 352 S. mit zahlr. Abb. € 49,95

Sozusagen von unten ringen neue Publikationen der lange vernachlässigten Barock­kunst in Nürnberg weiterführende Einsichten ab. Ähnlich wie der gerade vorgelegte Ausstellungskatalog zum Architekturmaler Johann Andreas Graff setzt die vorliegende Monographie auf die detaillierte Aufarbeitung von Biographie und Werk eines einzel­nen Künstlers. Der bisher kaum bekannte Kupferstecher und Radierer Johann Jakob Schollenberger (1646–1689) zählt gewiss nicht zu den überragenden Künstlerpersön­lichkeiten in der Reichsstadt während der nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs einsetzenden Blütezeit. Die Schwerpunkte seiner Produktion sind aber zeittypisch: Sein Auskommen – wie auch in variierendem Umfang die Existenz der rund 10 bis 19 in Nürnberg zwischen 1670 und 1720 ansässigen Stecher – sicherte der zeitgenössische Trend zum illustrierten Druck. Schollenberger bediente Autoren, Buch- und Kunstver­leger und lieferte die geforderten Frontispize und Buchillustrationen, darunter auch Stadtansichten und Karten. Auffallend hoch ist die Zahl der Porträtstiche von Personen jeglichen Standes, vereinzelt auch von Frauen. In der Regel stand die Anfertigung in Verbindung mit einer der angesagten, meist im Todesfall verfassten Gelegenheits­schriften. Gelehrte setzten die Abzüge zum Teil mehrfach als Autorenbildnisse in ihren Pub-

likationen ein. Hin und wieder war Schollenberger auch an der Anfertigung populärer Einblattdrucke beteiligt. Ob der mit bestimmten Konnotationen behaftete Begriff „Künstlerproletariat“ für diese Handwerker zutreffend ist, sei in Frage gestellt; die zahlreichen überregionalen Aufträge sprechen für die Bekanntheit Nürnbergs als leistungsfähiges Zentrum der Grafikproduktion und für einen großen Bedarf. Eine 1672 an Schollenberger ergangene Vermahnung wegen eines nicht standesgemäßen Kaleschenfahrens deutet einen dem Künstler zur Verfügung stehenden finanziellen Spielrahmen an (S. 44 mit Anm. 109).

Der Textteil (S. 11–77) folgt dem Lebenslauf Schollenbergers. Eingegangen wird auf Herkunft und Ausbildung, aufgezeigt werden die Schwerpunkte der um 1666 einsetzenden und 1685 endenden Kupferstichproduktion mit Einblicken in das durch Auftragsarbeiten geknüpfte, lokale und überregionale soziale Netzwerk und den Beziehungen zu den in Nürnberg tätigen Kunstverlegern, hier vor allem Johann Hoffmann (1629–1698). Einen Eindruck davon, wie die Autoren ihre Vorstellungen zu den Illustrationen kommunizierten, liefern einzelne erhaltene Zeichnungen oder Skizzen, die den Stechern als Vorlagen dienten, sowie Probeabzüge, die zu nachträglichen Korrekturen an den Platten führten (Kat. 59, 96, 98, 125). Breiten Raum in der Lebensbeschreibung nehmen der 1684 um ein Erbe geführte und 1685 verlorene Prozess sowie die 1686 von Schollenberger angestrengte und 1687 abgewiesene Scheidungsklage ein, auf die 1688 und 1689 Anzeigen gegen den Künstler wegen geistiger Verwirrung folgten, die schließlich nach einer ärztlichen Untersuchung zu einer Einsperrung im als Narrenhüslein genutzten Luginsland und dort am 2. Juli 1689 zu einer Selbststrangulierung des in Ketten gelegten Kupferstechers führten. Der tragische Tod gibt den Autoren Anlass zu Spekulationen über einen Justizmord und dient in Vorwort und Verlagswerbung als Aufreißer.

Den Hauptteil des Buches machen ein chronologisch geordnetes Werkverzeichnis mit 137 Nummern und 30 Abschreibungen aus (S. 79–273), die aufgrund der sehr variabel vom Künstler verwendeten Signaturen in kleinteiliger Recherche zusammengetragen werden mussten und weit über die Angaben im 51. Band des einschlägigen Verzeichnisses „Hollstein’s German Engravings, Etchings and Woodcuts 1400–1700“ aus dem Jahr 2000 hinausgehen: Von den 49 in der Monographie gelisteten Nummern aus den Jahren 1668 bis 1673 waren 20 den Verfassern des „Hollstein“ noch unbekannt. Neben vollständigen Titelaufnahmen werden eine kurze Einordnung, Angaben zu den Illustrationen mit Plattenmaßen, zur Signatur, zu den ermittelten Vorlagen, zu Standorten und Literatur geboten; konsequent nicht verwiesen wird auf das „Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts, VD17“, wo ein Großteil der Buch- und Einblattdrucke mittlerweile als Volldigitalisate abrufbar sind ([www.vd17.de](http://www.vd17.de)). Obwohl die Monographie bereits reich illustriert ist, planen die Autoren einen Nachtrag in Form eines Bildbandes. Auf die besonderen oder seltenen Werke Schollenbergers, darunter ein Wandkalender von 1681 (Kat. 119), wird durch ein Piktogramm aufmerksam gemacht. Die Nutzbarkeit des Bandes würden Querverweise von im Textteil erwähnten Titeln auf das Werkverzeichnis mittels der vorhandenen Werknummern erheblich erleichtern. Der Hinweis auf die Abbildung des im ersten Satz der

Einleitung als Aufhänger benutzten Kupferstichs ist irreführend: Es handelt sich nicht um Abb. 1, sondern um die ungezählte Reproduktion gegenüber dem Titelblatt („Frontispiz“).

Grundlage der Monographie bilden die jahrzehntelangen Recherchen des nicht mit dem Künstler verwandten Diplom-Ingenieurs Hans Joachim Schollenberger, die in Zusammenarbeit mit dem Historiker Franz Reitinger zur Publikationsreife gebracht wurden. Letzterer steuerte außerdem drei von ihm gezeichnete Anhänge bei mit einer zeithistorischen Einordnung zweier besonderer allegorischer Kupferstiche Johann Jakob Schollenbergers (Kat. 33 und 103), Erkenntnissen zum Lebenslauf des Kartenverlegers Johann Baptist Homann vor seiner endgültigen Niederlassung in Nürnberg 1697 und einer wohl persönlich motivierten, mit dem Buchthema aber unverbundenen Klage über den verkannten Wert der freien Wissenschaft. Über solche Assoziationen sowie über Ausschweifungen wie etwa zur Justizsatire in Verbindung mit Schollenbergers Tod oder den Ähnlichkeiten eines Porträtierten mit Peter Sloterdijk (Kat. 97) kann man hinweglesen; der materialreiche Band hält viele Erkenntnisse und Hinweise für eine noch fehlende Gesamtschau zur erfolgreichen Druckgrafikproduktion in Nürnberg nach 1650 bereit.

*Christine Sauer*

**Johann Andreas Graff.** 1636 – 1701. Katalog zur Ausstellung: Johann Andreas Graff, Pionier Nürnberger Stadtansichten im Kunstkabinett der Stadtbibliothek Nürnberg vom 2. Juni bis 26. August 2017. Nürnberg: Förderverein Kulturhistorisches Museum 2017. 112 S. mit zahlr. Abb. € 5,-

Der Nürnberger Zeichner und Kupferstecher Johann Andreas Graff (1636–1701) gehört zu Unrecht zu den fast vergessenen Künstlern des 17. Jahrhunderts. Jahrhundertlang stand er im Schatten seiner Frau, der Künstlerin und Naturwissenschaftlerin Maria Sibylla Merian (1647–1717). Seine eigenen künstlerischen Leistungen wurden von der Kunstgeschichte nicht entsprechend gewürdigt, obwohl er nicht nur ein sehr erfolgreicher Zeichner und Kupferstecher war, sondern sich auch als Verleger betätigte. So brachte er unter anderem auch Maria Sibylla Merians Blumen- und Raupenbuch in Nürnberg heraus. Umso erfreulicher ist es, dass der Förderverein Kulturhistorisches Museum Nürnberg diesen Künstler mit einer Ausstellung, die fast sein gesamtes graphisches Werk zeigt, wieder in das allgemeine Bewusstsein rückt. Graffs Stadtansichten gehörten zu den besten Abbildungen seiner Zeit. Den Ausstellungsmachern ist es gelungen, für diese Ausstellung insgesamt 39 Stiche und Zeichnungen, davon mehrere koloriert, zusammenzubringen.

Der reich bebilderte Katalog zeigt nicht nur in fast halbseitigen Abbildungen die Blätter selbst, sondern bringt oft auch noch mehrere Details der Zeichnungen in kleiner Form unterhalb der Abbildung, was es dem Leser ermöglicht, die unglaublich detaillierten Zeichnungen und Stiche richtig würdigen zu können. Erst diese Ausschnitte zeigen das ganze Können Graffs. So sind die Butzenscheiben der Fenster, die Dachschindeln und die einzelnen Pflastersteine der Straße mit unglaublicher Präzision dargestellt.

An den Katalogteil schließen sich mehrere Aufsätze an. Helge Weingärtner beleuchtet die Zeit nach dem 30-jährigen Krieg, die kulturell keineswegs so unbedeutend war, wie oft behauptet wird. Der biographische Abriss von Margot Lölhöffel bringt neue Erkenntnisse über das Leben Johann Andreas Graffs und seiner Familie. Dies ist umso verdienstvoller, als sein Charakter in der Literatur unverdienterweise verzeichnet und Graff ohne Quellennachweis in schlechtem Licht dargestellt wurde. Eine kurze Beschreibung von Graffs Stich des Petersdoms von Pablo de la Riestra schließt sich an, darauf folgt unter dem Titel „Bausteine für ein Werkverzeichnis“ eine Liste der bislang bekannten Zeichnungen und Graphiken Graffs mit Abbildungen. Zwei Anhänge, darunter auch zwei Briefe Graffs mit Transkription, Nürnberger Ratsverlässe zu Graff (in Transkription) und Zeitungsauszüge mit einer Verleumdungskampagne über Graff schließen sich an. Graffs Lebenslauf und ein ausführliches Literaturverzeichnis runden den Katalog ab.

Der gut gemachte ansprechende Katalog wird auch noch nach der Ausstellung seinen Wert behalten. Zum einen wurden viele der von Graff dargestellten Gebäude und Plätze im Laufe der Zeit völlig zerstört, so dass die stadthistorische Bedeutung der Zeichnungen und Stiche nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Zum anderen stellt der Katalog ein, wenn auch nicht vollständiges, Werkverzeichnis eines hervorragenden, wenn auch lange unterschätzten Nürnberger Künstlers dar, räumt mit Verleumdungen auf, die das Bild Johann Andreas Graffs zu Unrecht jahrhundertlang geprägt haben und liefert auch über Maria Sibylla Merian neue biographische Erkenntnisse.

*Christina Hofmann-Randall*

Anja Grebe und Christine Sauer: **Maria Sibylla Merian**. Blumen, Raupen, Schmetterlinge (Ausstellungskatalog der Stadtbibliothek Nürnberg 110) (BCN-Materialien). Nürnberg: Stadtbibliothek 2017. 80 S. mit zahlr. Abb. € 14,80

Zum 300. Todestag Maria Sibylla Merians (1647–1717) fand zum ersten Mal seit 50 Jahren wieder eine Ausstellung über das Werk der berühmten Entomologin und Künstlerin statt, veranstaltet von der Stadtbibliothek Nürnberg.

Der Katalog wird durch einen Aufsatz von Christine Sauer über Merians Aufenthalt in Nürnberg eröffnet. Obwohl Merian nur 14 Jahre in Nürnberg verbrachte, sollte diese Zeit doch für ihr Leben bestimmend werden, denn hier begann ihre Tätigkeit als Blumenmalerin und Zoologin. Sauer beschreibt nicht nur die berufliche Tätigkeit Merians in Nürnberg, sondern auch detailliert den Nürnberger Kunstmarkt, in dem Frauen durchaus eine Rolle spielten, sei es als eigenständige Künstlerin oder als kunstschaffende Dilettantin. Merians Blumenbilder, später bekannt als „Blumenbuch“ bzw. „Neues Blumenbuch“ waren als Unterrichtsmaterialien oder als Vorlagen für Stickerien oder eigene Zeichnungen im Handwerk und bei kunstinteressierten Laien sehr begehrt.

Der sich daran anschließende Aufsatz von Anja Grebe geht intensiv auf die einzigartige Verbindung von Wissenschaft und Kunst ein, für die Merian berühmt wurde. Von ihren naturwissenschaftlich tätigen Zeitgenossen wie Aldrovandi, Swammerdam,

Moffet, Rösel von Rosenhof usw. unterschied sich Merian zum einen dadurch, dass sie nicht nur die Metamorphose der Insekten vom Ei über Larve und Raupe bis zum Schmetterling zeigte, sondern auch die Futterpflanze der Tiere in die Metamorphose einbezog und diese Entwicklung in bis dahin unbekannter künstlerischer Vollkommenheit abbildete.

Der Katalogteil beschreibt insgesamt 45 Exponate, von denen neun von Merian selbst stammen: der dritte Teil des Blumenbuchs (1680), das Neue Blumenbuch (1680), der Raupen wunderbare Verwandlung (1679), zwei kolorierte Kupferstiche aus den Surinamschen (1770) und den Europäischen Insekten (1730), die 1730 posthum erschienenen Europäischen und Surinamschen Insekten und vier Briefe an Clara Regina von Im Hof, verheiratete Scheurl, einer der Schülerinnen ihrer *Jungfern Combanny*.

Merians eigene Arbeiten werden umrahmt von den künstlerischen Erzeugnissen und wissenschaftlichen Werken ihrer Zeitgenossen, vor allem aus Nürnberger Produktion. Dazu zählen zwei Zeichnungen ihres Mannes Johann Andreas Graffs (1646–1701), mehrere in Nürnberg erschienene Gartenbücher, einige Studentische Stammbücher mit Nadelmalereien und Aquarellen, drei Modellbücher mit Anleitungen zum Malen und Sticken, Rösel von Rosenhofs Insektenbelustigung, Jan Swammerdams Bibel der Natur sowie einige Erbauungswerke, die in Bezug in Merians Schaffen stehen.

Der reich bebilderte, gut lesbare Katalog vermittelt in verschiedener Hinsicht neue Aspekte des künstlerischen Schaffens und des Kunstmarkts im Nürnberg des 17. Jahrhunderts, wo Merian ihre beruflich entscheidenden Jahre verbrachte. Die vielfältigen künstlerischen Möglichkeiten, die den Frauen dieser Zeit in der Reichsstadt offenstanden, sei es als freischaffende Künstlerin oder als dilettierende Malerin bzw. Kunststickerin, werden detailliert beschrieben. Der Katalog wird auch noch nach der Ausstellung eine interessante Lektüre für jeden sein, der sich für diese Aspekte der Nürnberger Kunstgeschichte interessiert.

*Christina Hofmann-Randall*

Klaus Zimmermann: **Johann Georg Knäuscher, Schwabach (1747–1821)**. Ein Beitrag zur Nürnberger Geigenbaugeschichte des 18. Jahrhunderts. Biographie und Instrumente. Neustadt an der Aisch: Ph. C. W. Schmidt 2017. 57 S. mit 43 Abb. € 15,80

In der Peripherie des europaweit ausstrahlenden Nürnberger Instrumentenbaus finden sich neben den beiden Hauptvertretern des dortigen Geigenbaus Leonhard Maussiell (1685–1760) und Leopold Widhalm (1722–1776) eine Handvoll weiterer Geigenmacher, die – selbst Kennern mitunter kaum bekannt – von der einschlägigen Literatur gerne großzügig übergangen werden: Michael und Carl Vogel in Nürnberg, Andreas und Johann Ries in Bamberg, Georg und Johann Michael Scheinlein in Langenfeld und Johann Georg Knäuscher in Schwabach.

Letzterem hat Klaus Zimmermann eine mit umfangreichem Bildmaterial schön aufgemachte Publikation gewidmet. Neben der Geschichte der Familie Knäuscher, die von Heilsbronn über Weidenbach (bei Ansbach) schließlich nach Schwabach zog, dokumentiert der Autor auch die bislang fünf nachweisbaren Instrumente.

Im ersten, biographischen Teil schildert Zimmermann anhand von Literatur und Quellenrecherche die Lebensumstände der beiden Knäuschers, Vater Johann Lucas (1716–1796) und dessen Sohn. Beide übten den Beruf des Türmers aus, in der Doppelfunktion als Wächter mit festen städtischen Einkünften und daneben als Musiker im kirchlichen und weltlichen Bereich. Unter Berufung auf die „Seelenliste“ (das Schwabacher Adressbuch) von 1779 zeigt der Autor am Beispiel Johann Georg Knäuschers den „Wechsel vom Musikanten zum Instrumentenmacher“, nachdem der Türmerberuf zusehends an Bedeutung verloren hatte. Schade ist, dass Zimmermann die meisten biographischen Quellen lediglich referiert und nur ausnahmsweise vollständig wiedergibt.

Der zweite Teil gilt den bislang nachgewiesenen Instrumenten, drei Violinen, einer Bratsche und einem Violoncello, die eine Zeitspanne von 1789 bis 1817 abdecken. Der Autor bedauert, dass es nicht gelungen sei, die Lehrwerkstatt Knäuschers nachzuweisen, so dass ein Kontakt zur berühmten Gostenhofer Firma der Söhne Widhalm nur vermutet werden kann. Die Instrumente Knäuschers indes zeigen trotz einiger stilistischer Ähnlichkeiten mit den Widhalmischen einen durchaus eigenständigen Charakter und sind äußerst qualitativvoll gearbeitet.

Eingebettet ist dieser lokalgeschichtliche Kern in einen allgemeineren Kontext zur sozialen, wirtschaftlichen und stilistischen Einbindung des Aufgefundenen, dessen Darstellung zwar grundsätzlich erhellend ist, teilweise aber doch auch Frage aufwirft: Worauf gründet die mehrfach wiederholte Aussage, dass die Werkstatt Widhalm sächsische Instrumente zugekauft und nur lackiert hätte? Die Tatsache, dass die sächsischen Geigenmacher Johann Friedrich Reichel, Friedrich Hoyer und andere auswärtige Handwerker auf einigen Signaturzetteln ihrer Instrumente „Nürnberg“ als Herkunftsort angeben, belegt keinesfalls deren Wirken in der Reichsstadt. Auch kann ich den Bedenken des Autors, das Wirken der Nürnberger Geigenbauer unter dem Begriff „Nürnberger Schule“ zusammenzufassen, schwerlich zustimmen angesichts einer mit Matthias Hummel, Sebastian Schelle, Leopold Widhalm mitsamt seiner Söhne und Enkel fünf Generationen überspannenden ununterbrochenen Werkstattfolge.

Was letztlich aber bleibt, ist die gründliche Recherchearbeit der vorhandenen Quellen und eine detailgenaue Dokumentation der Instrumente in Wort, Maßangaben und Bild als wertvoller komplettierender Beitrag zur Geschichte des Nürnberger Geigenbaus, der mit diesem Schwabacher Kapitel die bereits 2009 publizierte verdienstvolle Arbeit Zimmermanns über die Werkstatt Scheinlein in Langenfeld fortführt und ergänzt.

*Klaus Martius*

Claudia Frosch-Hoffmann: **Chemie zwischen Nürnberg und Fürth**. Das Leben des Chemikers Dr. Theodor Oppler (Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg 48). Nürnberg: Naturhistorische Gesellschaft 2017. 144 S. mit zahlr. Abb. € 19,80

Die chemische Industrie in der Region Nürnberg hat historiographisch noch nicht viel Betrachtung erfahren. Selbst zum ehemaligen Branchenprimus, der Ultramarinfabrik von Johannes Zeltner, fehlt eine Einzelstudie. Über ein mittelständisches Unternehmen und dessen Inhaber gibt nun vorliegende Publikation Auskunft.

Der gebürtige Schlesier und promovierte Chemiker Theodor Oppler (1835–1909) betrieb von 1865 bis 1885 an der Stadtgrenze zwischen Nürnberg und Fürth bei Doos eine Fabrik, die unter anderem Abfallstoffe aus der Gasproduktion im Nürnberger Gaswerk zu Grundstoffen für Farben und Desinfektionsmitteln verarbeitete. Aufgrund rückläufiger Einnahmen verkaufte er das Unternehmen und begann eine zweite Karriere in der 1885 gegründeten Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie. Als Geschäftsführer und Aufsichtsbeamter der bayerischen Sektion war er Kontrolleur, Gutachter, Berater und Verfasser von Umwelt- und Arbeitsschutzrichtlinien. Zu Standards in diesen beiden Bereichen forschte er zeitlebens.

Um das Gemeinwohl machte sich Oppler vor allem im „Verein für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg“ verdient, dessen Gründungsmitglied er 1874 war. Dort setzten sich Mediziner und andere Fachleute mit den Problemen auseinander, die das enge Miteinander von Fabriken und Anwohnern mit sich brachten. In der Technischen Kommission des Vereins beriet Oppler die Stadtverwaltung in hygienischen Fragen, zum Beispiel beim Bau des 1891 eröffneten Schlachthofs. In Nürnberg wollte Oppler ein Museum für Gewerbehygiene und Unfallverhütung eröffnen und trug eine Sammlung an Geräten zusammen. Zwei Jahre nach seinem Tod gelang es dem Verein 1911, eine Dauerausstellung mit diesen Exponaten zu eröffnen.

Gestützt auf zahlreiche Primärquellen, vor allem aus den Stadtarchiven Nürnberg und Fürth sowie dem Nachlass der Familie Oppler im Jüdischen Museum Berlin, beschreibt die facettenreiche Publikation nicht nur die Biographie des Chemikers, seiner Familie und seines Unternehmens, sondern auch den Wandel der städtebaulichen Topographie um die Nürnberg-Fürther Stadtgrenze. Der Text stammt offensichtlich aus der Feder einer Chemikerin. Er ist gut lesbar, auch wenn einige Passagen für ein Publikum mit naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen sicher leichter zu erfassen sind.

Detailreich werden die Ausbaustufen des Unternehmens beschrieben, hingegen erfährt man wenig über die Arbeitsbedingungen seiner Fabrikarbeiter (lediglich einige Zeilen auf S. 76 und S. 108), obwohl dem Firmeninhaber Hygiene und Naturschutz deutlich wichtiger waren als den meisten Fabrikanten seiner Zeit. Ein leichtes Schauern überkommt einen vielleicht beim Lesen der Textstellen, die gravierende Umweltverschmutzungen durch Industriebetriebe thematisieren (zum Beispiel S. 37–46).

Die Autorin trat mit der Motivation an, den Industriepionier aus der Vergessenheit zu holen. Ihre Vermutung, jener sei heute nicht mehr bekannt, weil er so bescheiden und Jude war (Vorbemerkung, S. 5), untermauert die Autorin später nicht mehr. Anmerken könnte man, dass Oppler das Schicksal des Nichterinnerns mit zahlreichen Männern und Frauen teilt, die in ihren Fachbereichen überdurchschnittliche Leistungen erbracht und eine stark gemeinnützige Gesinnung an den Tag gelegt haben.

*Pascal Metzger*

Sandra Alfers: **weiter schreiben**. Leben und Lyrik der Else Dormitzer. Berlin: Hentrich & Hentrich 2015. 146 S. mit Abb. € 17,90

Mit ihrem Buch lädt die Verfasserin, eine deutschstämmige Germanistikprofessorin an der Western Washington University (USA), zur Wiederentdeckung der als Journalistin, Kinderbuchautorin und Lyrikerin tätigen Else Dormitzer, geb. Forchheimer (Nürnberg 1877 – London 1958), ein. Zu diesem Zweck stellt sie zunächst den Lebensweg von ihrer Geburtsstadt über die Niederlande und das KZ Theresienstadt bis nach England (S. 17–100) dar, wobei sie ihn mit ihrer schriftstellerischen Produktion verbindet und letztere literaturwissenschaftlich einordnet. Dem Hauptteil schließen sich Originaltexte an (S. 102–135), im Falle der „Theresienstädter Bilder“ erstmals in Deutschland veröffentlicht, und andere, bisher nicht im Druck erschienene. Abgerundet wird der Band durch ein Werkverzeichnis (S. 136–139), auch dieses eine Premiere.

Selbst wenn Dormitzers Schaffen nicht zur Hochliteratur zählen mag, wirft schon diese knappe Beschreibung die Frage auf, weshalb es einer Forscherin an der US-Westküste 60 Jahre nach dem Tod bedurft hat, um die erste grundlegende Arbeit über sie zu schreiben, und dies nicht früher am Herkunftsort geschah, dessen literarisch relevante Hervorbringungen überschaubar sind. Dabei besitzen die Texte besonderen Wert als Zeitdokumente, etwa durch Dormitzers Engagement für eine moderne Kindererziehung, die Feuerbestattung – heute ein Randthema, damals heiß diskutiert – oder ein bewusstes deutsches Judentum. Als bürgerlich-liberale Aktivistin – seit 1922 war sie das erste direkt gewählte weibliche Mitglied des Vorstands der hiesigen Kultusgemeinde und hatte maßgeblichen Anteil an der Herausgabe ihres Periodikums, einer unschätzbaren Quelle für ihre Geschichte bis 1938, außerdem als Referentin im ganzen Reich für den „Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ im Einsatz – warnte sie bereits vor 1918 vor dem Erstarken des Antisemitismus, wurde am Rande einer Veranstaltung in Berlin Zeugin der Siegesfeiern der Nazis am 30. Januar 1933 und berichtete darüber im „Nürnberg-Fürther Israelitischen Gemeindeblatt“.

Wie furchtbar enttäuscht musste sie von der weiteren Entwicklung gewesen sein, die den persönlichen Tiefpunkt in ihrer Misshandlung und der ihres Mannes, des Rechtsanwalts Dr. Sigmund Dormitzer (Nürnberg 1869 - Theresienstadt 1943) in der „Kristallnacht“ fand. Danach floh das Ehepaar nach Holland, wurde dort aber mit dem deutschen Überfall 1940 von seinen Verfolgern eingeholt und 1943 in das nordböhmische KZ deportiert, wo Sigmund nur gut ein halbes Jahr später starb.

In Theresienstadt stürzte sich Else in das von den Häftlingen organisierte kulturelle Leben, hielt bis Kriegsende 275 Vorträge und schrieb Gedichte, die sie nach ihrer Befreiung 1945 zusammen mit Prosatexten in den Niederlanden in einem Band publizierte.

Die Verfasserin kontextualisiert dieses Hauptwerk ebenso kundig philologisch, wie sie zuvor die historischen Rahmenbedingungen ihrer Hauptfigur auf lokaler Ebene beschreibt. Bei dem zentralen Gedicht „Volkszählung“ über den traumatischen Appell der Lagerinsassen im sog. „Bauschowitz Kessel“ am 11.11.1943 bietet die 2015 vom Stadtarchiv im Buch „Blutvergiftung“ veröffentlichte Autobiografie Herbert Kolbs die seltene Möglichkeit, akribisch erinnernde Prosa und gereimte Verarbeitung zweier Nürn-

berger zu vergleichen (Dormitzer S. 107f., Kolb S. 121f.), was allgemein auch für die Lebensbedingungen in diesem KZ sowie die körperliche und seelische Verfassung der dort vor sich hinvegetierenden Menschen gilt.

Bis 1957, ein Jahr vor ihrem Tod, besuchte Dormitzer Angehörige in Nürnberg und Fürth; eine dauerhafte Rückkehr kam für sie trotz der Liebe zur deutschen Sprache nicht infrage. Die Rekonstruktion ihrer Existenz nach wissenschaftlichen Standards ist verdienstvoll, das Ergebnis gut lesbar. Sie könnte beispielgebend werden für Biografien der nicht geringen Anzahl regionaler Autorinnen und Autoren jenseits von Wassermann und Kesten, deren Leben mit ihrer Produktion verbrannt, verbannt und vergessen wurden.

*Gerhard Jochem*

Antje Buchwald: **Fritz Griebel**. Künstler, Lehrer und Direktor der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg nach 1945. Dettelbach: Röhl 2017. 167 S. mit zahlr. Abb.

€ 69,90

Bei der von Antje Buchwald vorgelegten Publikation handelt es sich um die erste Monographie des Nürnberger Künstlers und Akademiedirektors Fritz Griebel (1899–1976).

Dieser absolvierte seine künstlerische Ausbildung zunächst an der Nürnberger Kunstgewerbeschule, um dann anschließend an der Berliner Hochschule der Bildenden Künste seine Lehrjahre zu beenden. 1927 kehrte er als freischaffender Künstler in das Nürnberger Umland zurück. Seit den frühen 1920er Jahren nahm er mit wachsendem Erfolg an Einzel- und Gruppenausstellungen teil. Unter der nationalsozialistischen Diktatur lebte er eher zurückgezogen und verlegte sich auf vermeintlich weniger heikle Bildthemen wie Landschaften oder Stilleben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt er 1946 einen Ruf an die Nürnberger Akademie der Bildenden Künste (die vormalige Kunstgewerbeschule) als Professor für Freie Graphik, deren Direktor er bereits zwei Jahre später wurde. 1966 wurde er emeritiert.

Sein Werk umfasst eine große Spannweite an Techniken und Themen. Ausgehend von der Graphik (Zeichnung, Radierung, Lithographie, Tusche, Aquarell), arbeitete er ab den 1920er Jahren zunehmend auch in Öl. Er befasste sich mit Porträts, Landschaften, Interieurs, Stilleben, Allegorien und Genreszenen. Zeit seines Lebens fertigt er außergewöhnliche Scherenschnitte an, die einer äußerst graphischen Bildsprache verhaftet sind. Parallel entwickelte er Entwürfe für Gobelins und Porzellan.

Die Publikation gliedert sich in drei zeitlich unterteilte Abschnitte: Fritz Griebels Leben und Werk bis 1945, seine Tätigkeit als Professor und Direktor der Nürnberger Akademie der Bildenden Künste von 1946 bis 1966, und wiederum sein Leben und Werk zwischen 1946 und 1966.

In den reich bebilderten Kapiteln gibt die Autorin in Zusammenarbeit mit den Nachkommen des Künstlers nicht nur einen fundierten Überblick über biographische Stationen seines Lebens, sondern stellt auch sein bildnerisches Werk umfassend dar, teilweise mit ausführlichen Werkbeschreibungen. Zudem geht sie auch auf seine kultur-

politischen Tätigkeiten in seiner Funktion als Akademiendirektor ein. Im Anhang befindet sich ein Itinerar Fritz Griebels, ein Ausstellungsverzeichnis sowie eine Übersicht über die von ihm illustrierten Bücher – Instrumente, die weiterer Forschung nützlich sein können. Ergänzend kommen in einigen Passagen künstlerische wie politische Weggefährten zu Wort.

Die Publikation schließt nicht nur in Bezug auf Fritz Griebel die schmerzliche Lücke einer bis dato fehlenden Einführungsliteratur, sondern kann auch mit Blick auf die Nürnberger Kunstlandschaft der Nachkriegszeit eine hilfreiche Lektüre sein.

*Frederike Schmäschke*

Pieter Kohnstam: **Mut zum Leben.** Eine Familie auf der Flucht in die Freiheit. Aus dem Amerikanischen übersetzt, mit einem firmengeschichtlichen Anhang versehen und hrsg. von Helmut Schwarz. Würzburg: Ergon-Verl. 2016. 267 S. mit Abb. € 19,-

Die Vorgeschichte dieses Buches ist ebenso ungewöhnlich wie ihr Ergebnis: Sie begann mit einem Anruf aus den USA beim Herausgeber, dem langjährigen Leiter des Nürnberger Spielzeugmuseums, von Pieter Kohnstam, der die Erinnerungen seines Vaters Hans (1903–1990) auf Englisch veröffentlicht hatte und nach Möglichkeiten für eine deutsche Fassung suchte.

So entstand der Band, der in zwei Teile zerfällt: Den ersten bildet unter dem Titel „Mut zum Leben“ der autobiografische Bericht des Fürther Großkaufmannssohnes mit künstlerischen Ambitionen (S. 23–182), dessen Lebensentwurf nach Studien in München und am Bauhaus in Dessau durch die Nazis zerstört wurde. Hans Kohnstam wanderte bereits im Herbst 1933 mit seiner Frau Ruth nach Amsterdam aus, wo drei Jahre später ihr Sohn zur Welt kam, dessen zeitweise Babysitterin Anne Frank war. Der deutsche Einmarsch im Mai 1940 zwang die Familie zu einer abenteuerlichen Flucht über Belgien, Frankreich und Spanien nach Südamerika.

In seiner Schilderung erweist sich Kohnstam als sensibler und kritischer Beobachter, wobei sich dem Leser unweigerlich Vergleiche mit Anna Seghers Emigrationsroman „Transit“, Lion Feuchtwangers „Exil“ oder Oskar Maria Grafts Spätwerk „Die Flucht ins Mittelmäßige“ aufdrängen. So beschreibt er enttäuscht seine Schicksalsgenossen: „Es war entmutigend, dass die kollektive Erfahrung von Leid, Enttäuschung und Verfolgung kein Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorrief oder uns wenigstens einander etwas näherbrachte. Im Gegenteil, in ihrer blinden Fixierung auf den eigenen Vorteil beschimpften und drangsalierten die Leute andere Menschen, die sich in derselben misslichen Lage befanden“ (S. 146). Die verblüffende, lebensrettende Schlusspointe setzt der Bischof von Barcelona, der Hans, Ruth und Pieter wahrheitswidrig bescheinigt, katholisch zu sein, da ein solcher Nachweis für die Immigration nach Argentinien notwendig war.

Im zweiten Abschnitt „Mut zum Handel(n) – Geschichte des Spielwaren-Exporthauses M. Kohnstam & Co.“ (S. 185–263) lässt Helmut Schwarz die faszinierende Welt des Nürnberg-Fürther Blechspielzeugs wiederauferstehen, wobei die schriftliche

Dokumentation der Geschäftsverhältnisse wie meist in solchen Fällen beklagenswert gering ist. Seine Darstellung kann beispielhaft für die international agierenden jüdischen Handelsfirmen vor 1945 stehen, die den Ruf der Doppelstadt als führender Industrie- und Exportstandort in Bayern begründeten, wo u.a. auch Hopfen, Maschinen und Spiegelglas im großen Stil gehandelt bzw. produziert wurden. Schwarz fasst die Eigenschaften, die die Juden damals in das regionale Wirtschaftsleben einbrachten, treffend zusammen (S. 193): „Ohne Zweifel erforderte das Exportgeschäft in besonderem Maße einen wachen Verstand, kommunikative Kompetenz, Verhandlungsgeschick und eine kaufmännisch kalkulierende Risikobereitschaft, in einem Wort: den Mut zum Handeln.“

So gesehen waren Grundig, Porst, Schickedanz und andere Exponenten des „Wirtschaftswunders“ nur noch ein Abglanz dieser Mehrfachbegabungen, oft wie besonders letzterer ob ihres Verhaltens in der NS-Zeit angreifbar, was der Verfasser anhand der „Arisierung“ von M. Kohnstam und den beschämend in die Länge gezogenen Wiedergutmachungsverhandlungen nachweist (S. 246–256, hier S. 247): „Gustav Schickedanz war Großkunde der Dresdner Bank, die aufgrund ihrer engen Kooperation mit der korrupten Parteilique um Gauleiter Julius Streicher eine besonders unrühmliche Rolle bei der Beraubung jüdischer Unternehmer spielte.“

Das spannend zu lesende und faktenreiche Werk endet mit der Rückkehr Hans Kohnstams 1966 nach München und seinem Versuch, dort endlich seinen Jugendtraum von einer freien Künstlerexistenz zu verwirklichen. Dies mag ihm nicht gelungen sein, doch mit der Publikation seines Berichts und der ergänzenden Unternehmensgeschichte wurde für seine Familie und die vernichtete gesellschaftliche Gruppe, zu der sie gehörte, ein würdiges Zeichen der Erinnerung geschaffen. *Gerhard Jochem*

